

# DER BAZAR.

## Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Der Bücherfreund. Originalzeichnung von W. Lindenschmit (mit Text von Heigel). — Ein Paar Holzpanzertöfchelchen. Von Ouida. 1. Kapitel. — Alte Spitzen (mit Abbildungen). — Blummennamen. Von Georg Büchmann. — Die Vorleser-Epidemie. Von Oscar Blumenthal. — Walther Raleigh wird im Gefängniß von seiner Familie besucht. Nach dem Gemälde von W. Lindenschmit. — Redereien. Eine heitere Geschichte von A. von Winterfeld. (Schluß). — Neapel vor dreißig Jahren. Von Mathilde von Mühlberg. — Culinarische Studien. — Die Mode. Originalcorrespondenz aus Paris. — Räthsel. — Auflösungen der Räthsel Seite 132. — Correspondenz.

### Der Bücherfreund.

Wir haben in der heutigen Nummer nicht nur diesen unbekanntem, unbenanntem, sondern (auf Seite 145) einen zweiten, geschichtlich berühmten Bücherfreund, Beide von der Hand des bewährten Münchener Meisters W. Lindenschmit höchst charakteristisch hingestellt. Betrachten wir zuerst unsern Klosterbruder.

Dieser Mann hat eine durchaus stürmeloße Vergangenheit, und wir können ihm — hin und wieder einen kleinen Nerger mit dem Prior, der von einem Bücherfreund nicht gar so strenge Pünktlichkeit verlangen sollte, abgerechnet — auch eine friedliche Zukunft gewährleisten.

Mit Ausnahme des Frater Kellermeisters, der sein specieller Freund ist, geht er fast nur mit Verstorbenen um. Nun können allerdings auch abgeschiedene Geister noch sehr viel Zank und Hader stiften, aber in diesem stillen Wasser werfen sie keine Blasen. Er hat keinen Feind. Die mißtrauische Kage hat in den tiefsten Falten seines Herzens gelesen, sie fürchtet keinen Tritts, selbst wenn sie seine theuren Schweinsledernen (ich meine nicht die inexpressiblen) zum Polster macht.

Den einzigen großen Schattenfleck in seinem Leben wirft seine Nase. Durch den ewigen Umgang mit Folianten und Pergamenten aber ist sein Gesicht selbst etwas pergamentartig geworden. Schön ist er nicht — ist er überhaupt einmal jung gewesen?

Sein Kummer ist, daß er vielleicht nicht die ganze Bibliothek werde „auslesen“ können. Denn die Klosterbibliothek ist groß, wie wir aus der kleinen Ecke schließen. Nur ein bedeutender Raum und Wagenburgen von Büchern geben ein so heimliches, schummeriges und doch hinreichend sonniges Plätzchen her.

Da sitzt er nun — die frugale Mahlzeit ist vorüber, und Patres und Fratres ergeben sich im blumigen und gemüthlichen Klostergarten. Was sind ihm die duftigen Blumen und wind-schwanken Zweige gegen die zierlichen Schnörkel einer alten Klosterhandschrift! ihm liegt Das, was sie vor Jahrhunderten gegessen, mehr am Herzen, als der Kohl für sein eigenes Mahl!

Da sitzt er nun, auf dem Schoß eines dicken Folioband, das Taschentuch neben sich — Arkundenstaub ist ja das reine Meispulver — und den alten Römer gleich zur Hand. Denn das ist noch ein echtes, ehrsichs, bonteillengrünes Römerglas mit derbem Fuß und richtiger Cuppa. Ueber das Kämmlein das zu diesem Glase gehört, gehe ich hinweg, ich werde mich in unseren Tagen confessionellen Haders hüten, von der Größe des Kruges auf des Herrn Paters Durst zu schließen.

Vielleicht fragt Jemand, was er liest? Er liest eben

Alles, Historisches, Astrologisches, Philologisches und Theologisches, mit Vorliebe Klostergeschichte und Klostergeschichten. Nur muß Alles bereits „vor längerer Zeit“ erschienen sein. Den Bazar zum Beispiel liest er nicht.

Wenn ich schließlich bemerke, daß er das Goldland nicht

fahrer, Gelehrter, Lebenskünstler, was war er nicht?! was kostete er nicht — von Freud wie Leid — auf dem Wege von der Wiege bis — zum Scharot. Das nenn' ich aber einen Bücherfreund, der im höchsten Glück, königlicher Gunst und kriegerischem Ruhm, wie im tiefsten Sturz den stillen Gedankenfreunden nicht untreu wird!

Freilich, nicht nur die classischen Todten, auch der Lebenden Viele wichen auch im Unglück nicht von ihm. Solch eine sonnige Scene aus dem zwölftjährigen Kerkerleben des Berühmten hat Lindenschmit mit aller geschichtlichen Treue und künstlerischen Kraft bildlich dargestellt.

Die Bücher haben übrigens dem Helden nicht geschadet. Es gibt kaum ein zweites Beispiel gleicher Seelenruhe und heiterer Vornehmheit, mit welcher Raleigh 1618 als angeblicher Hochverräter auf dem Blutgerüst sich betrug.

„Ich habe eine große Reise vor; da heißt es Abschied nehmen!“ Und zuletzt, da der Henker zögert: „Was bangst Du, zuzuschlagen, Mann! Schlag' doch zu!“

Also hatte jener Eroberer, der die Bibliothek als „Milch für Memmen“ vertilgen ließ, doch Unrecht.

### Ein Paar Holzpanzertöfchelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

#### 1. Kapitel.

Bei Tagesanbruch sprang Bébé aus dem Bette. Sie war heut' sechszehn Jahre alt geworden.

Wie wunderbar kam es ihr doch vor, nun wirklich sechszehn Jahre alt — ganz erwachsen zu sein!

Der Hahn, der vor ihrem Fensterlein krächte, sagte jedesmal, wenn er in seine laut schmetternde Trompete stieß: „wie alt Du bist! wie alt Du bist!“

Sie öffnete das Fenster und lachte ihm einen „Guten Morgen“ zu. Es war doch zu hübsch, so durch ihn geweckt zu werden und zu denken, daß nun Niemand mehr auf der Welt sie ein Kind nennen dürfe. Ein Lämmchen blökte auf der thauigen Wiese. Eine Drossel sang im Schatten der dunklen Blätter der Platane. Ein Kälbchen schrie kläglich nach seiner fernem Mutter. Von weitem tönten die Glocken der Kirchtürme der Stadt, noch halb traumbefangen zitterte ihr Klang durch die Morgenluft, und die Glocken alle

läuteten und sangen für Bébé nur das Eine: „Wie schön ist's, so jung zu sein, — o wie schön, — wie schön!“

Bébé war sehr hübsch.

Niemand in ganz Brabant hätte das gesehnet. Sie war die lieblichste Blume selber, unter Blumen aufgewachsen und deshalb vielleicht ihnen so ähnlich. Nur größer war die Mädchenblume, — das war der ganze Unterschied!



Der Bücherfreund.

Originalzeichnung von W. Lindenschmit in München.

entdeckt haben würde, so soll dies kein Tadel sein; ich hab' es auch nicht, und unser zweiter Bücherfreund, Sir Walther Raleigh, der doch aus ganz anderem Holze geschnitzt war, als der Klosterbruder und ich, hat ja das wahre Eldorado trotz aller Bemühungen auch nicht gefunden.

Walther Raleigh, zugleich ein Sänger und ein Held, Hof- und Staatsmann, Frauenliebhaber, Einbad der See-

Sie trug nur Holzschuhe, ein kleines Mützchen und ein einfaches graues Röckchen, — im Sommer von Leinwand, im Winter von leichter Wolle; aber die kleinen Füße lagen in den Holzschuhen wie Rosenblätter, das Mützchen war weiß wie die Milke, und das Röckchen glich der Rinde des Zweiges, aus dem die Apfelblütthe sich hervor an die Sonne drängt.

Die Blumen hatten bei ihr Gebatter gestanden, sie waren ihre einzigen Pathen, und in der That hatten sie dem schönen Kinde Feengestalt an die Wiege gebracht. Der Goldregen und die Sonnenblumen hatten ihrem Haar die reiche Goldfarbe und Fülle gegeben; die Lupinen ihren Augen den tiefblauen Azur; die Moosrosenknospen hatten den reizenden Mund geküßt; der Naronskelsch der Haut die sammtartige Weiße verliehen; und die Lindenblütthen ihr den frischen, freien, unschuldigen Hauch, der ihr ganzes Wesen umgab.

Wohl hatten Wind und Wetter das Kind oft rauh umweht, der Regen war auf die kleine Gestalt niedergestürzt, die glühende Sonne hatte das Köpfchen mit den goldenen Locken gesengt, aber das Alles hatte nur dazu gedient, das Weiß der zarten Glieder noch rosiger zu erwärmen, und hatte dem Körper wie der Seele jene köstliche, blumenartige Frische gegeben, die sie wie ein Himmelsküsschen im freien Walde erscheinen ließ.

Man hatte sie niemals anders genannt, als „Bébé.“ Es war an einem Sonntage gewesen, als der alte Antoine Maes, — ein französischer Unterthan, doch in Belgien seit langen Jahren ansässig, der sein kärgliches Brod durch den Verkauf der Blumen gewann, die er selbst in dem kleinen Gärthen auf seine Hütte zog und pflegte, — als eben dieser Antoine, auf seinem Marktwege nach der Stadt, ein graues Bündel auf dem Teiche, nahe bei seiner Hütte, mitten unter den Wasserlilien schwimmen sah. Er zog es mit einem Haken ans Land und fand ein einjähriges Kindlein darin, das dem Tode geweiht, durch die Lilien aber gerettet worden war und nun dem alten Manne und dem neuen Leben mit sonniger Freundlichkeit entgegenlächelte.

Wohl irgend eine arme, verzweiflungsvolle Spigenklöpplerin, oder eine hartherzige Bauersfrau mochte das süße Geschöpf den Fluthen übergeben haben, ohne zu bedenken, daß die Strömung, durch ein hindurchfließendes Flüsschen lebendiger gemacht, es sanft mit fortführen, die breiten Liliensblätter und Stengel aber es aufhalten würden.

Antoine trug das Kind zu seiner Frau, die alt und kinderlos war, und sie bat ihn es behalten zu dürfen, und die beiden armen, einsamen Leute sorgten fortan liebevoll für die elternlose, heimathlose Kleine, und sie und alle Leute ringsum nannten sie Bébé, — nur Bébé.

Die Geistlichkeit freilich duldet das nicht, sie fügte noch irgend einen Namen einer Heiligen hinzu, aber für die kleine Welt, die sie umgab, blieb das Kind nach wie vor Bébé. So nannte man sie, als sie kaum so groß war wie die duftigen Nelkenstöcke; so auch, als sie schon mit den goldenen Bäckchen an die Höhe des Lavendelstrauchs reichte; so noch immer bis zu jenem stolzen Tage, da die Drossel flötete und der Hahn krächte und die Glocken klangen, und sie sechszehn Jahre alt geworden war.

Die Hütte des alten Antoine stand auf einem kleinen Fleckchen Gartengrund von wilden Rosenhecken umgeben, auf dem Wege zwischen Laeken und Brüssel, so recht im Herzen des grünen, flachen Brabant, dort wo die schönen Wiesen und die hohen blühenden Hecken den Wanderer entzücken, wo die prächtigen Bäume Waldbeschatten spenden, wo die Sümpfe von Farrenkräutern überwuchert sind, und ein kleines, lustiges Gewässer, tief und kühl, murmelt, auf dem die Schwäne den ganzen Tag auf und nieder segeln, ihre Silberflügel eintauchen und sie im Windhauche schwingen. Seitab von der Hauptstraße, da liegt es noch heute; und die ganze Gegend quillt fast über von Gras und Laub und Blüthen und blühenden Bohnen und wilden Rosen; und einzeln verstreut liegen kleine Häuser und Hütten dicht an dem kühlen Wasserlein, und weiter hin steht eine alte Kirche, dem St. Guido geweiht, und darüber hinaus erstreckt sich das flache Land, und die endlosen Weizenfelder, und die alten Mühlen mit ihren weiterschwingenden Flügeln; und bleich, bläulich wie das Meer breitet sich am Horizonte die Ebene von Flandern.

Es war ein gar reizendes Hüttchen, rosenroth über und über wie das Innere einer Seemuschel, so recht wie es die Niederländer lieben; die beiden schiefen Fensterchen waren von Schlingpflanzen und hochstämmigen Rosen fast überwuchert; und das Dach so niedrig, daß eines erwachsenen Mannes Hand es erfassen konnte, und von allen nur denkbaren Moosarten und Steinpflanzen grün und gelb bedeckt.

Hier wuchs Bébé auf, Jahr nach Jahr, und war bald groß und geschickt genug, kleine Sträußchen von Levkojen und Nelken für den Markt zu binden, und in einem Körbchen selbst dorthin zu tragen. Da trippelte die reizende Kleine an der Seite des alten Antoine den grünen Weg entlang bis in die weiten, weißen Straßen; und auf dem Markt suchten die Käuferinnen, besonders die jungen Mütter, immer nach dem kleinen, goldenen Lockenköpfchen mit den schönen blauen Augen und kauften Bébé's Lilien und Nelken, ohne sich erst lange zu besinnen, ob sie es nöthig hatten oder nicht. Deshalb pflegte sich der alte Antoine oftmals zu bekreuzen und zu sagen, daß, Dank unserer lieben Jungfrau Maria, sein Geschäft wohl noch dreimal so viel eintrage, seit die Kleine mit ihren rosigen Fingerchen die Blumen zum Verkaufe emporgalte.

Aber, wenn auch das Geschäft noch so gut im Sommer ging, so war doch der lange Winter zu überstehen, wo sich kein Blümchen herauswagte aus der Eis- und Schneedecke, wo die Spizen der Kirche St. Gudula wie kristalline in der Sonne glitzerten, wo höchsten Treibhauspflanzen den kahlen Markt schmückten. Die Gärten aber lagen in trostloser Zerföhrung, und wenn der bitter kalte Wind darüber hinwegsaufte, da krochen die armen Würzlein wohl ängstlich zusammen unter der Erde, wie verstoßene Kinder in einem Keller. In dieser Zeit galt es von den Ersparnissen des Sommers zu leben, und was Blüthen und Blätter eingebracht hatten, mußte draufgehen, um schwarzes Brod und ein wenig Holz zur Feuerung zu kaufen; und gar manchmal rollte sich Bébé in ihrem Bettchen wie eine kleine Maus zusammen, um im süßen Schlummer der Kindheit zu vergeffen, daß sie ohne Abendbrod geblieben und so kalt wie ein frierendes Rothschelchen war.

So kam es auch, daß, als der alte Antoine Maes sich

hinlegte und starb — mehr vor Alterschwäche, als an irgend einer Krankheit, wie auch schon früher sein altes, ehrliches Hausmütterchen — man nur wenige Silberthaler in dem braunen Krüge unter dem Dachsparren fand, und daß die Hütte und der kleine Garten in der That Alles war, was er der kleinen Bébé hinterlassen konnte.

„Wohne Du dort, kleine, und nimm Niemand mit hinein, damit Du nicht gequält wirst, und sei gut gegen die Vögel und die Ziege, und halte mir die Blumen in Ehren,“ sagte der alte Mann noch bei seinem letzten Athemzug; und Bébé schluchzte an seinem Bette, als ob ihr das Herz brechen sollte, und schwur ihm, nach seinem Willen zu handeln.

Sie war damals noch nicht volle vierzehn Jahre alt; und als man ihren alten Freund auf dem verwilderten, grünen Kirchhof zu St. Guido zur Ruhe gebracht hatte, da fühlte sie sich doch sehr einsam und traurig — die arme, kleine, fröhliche Bébé, die bis dahin noch kaum ein größeres Weh kennen gelernt hatte, als daß der Dorn der Rose ihre Finger verwundet, oder sie eine arme kleine Drossel erfroren im Schnee gefunden hatte. Bébé ging nach Hause und setzte sich in eine Ecke und dachte nach.

Das Hüttchen war ihr Eigen, ihr gehörte das kleine dreieckige Stüchlein Land, welches so eben in aller Maienfrische und Herrlichkeit mit Blüthen in allen Farben des Regenbogens prangte. Hier sollte sie fortan wohnen und die Blumen pflegen — so hatte er gesagt, der gute, alte, rauhe Antoine Maes, der für sie Vater, Mutter, Heimath, König und Gesetz gewesen war.

Die Sonne lüchelte. Durch das kleine schiefe Fenster konnte Bébé auf die großen Tulpen blicken, die so stolz die weiten Kelche über das Gras erhoben, und auf einen rosigen Apfelblüthenzweig, der im Winde schwankte. Ein lustiger Buchfink hing an dem Zweige, ließ sich hin und her schaukeln und sang dazu sein Lied. Die Thüre stand auf; golden fluthete der helle Tag hinein, und mit ihm zugleich auch die ganze kleine Welt von Bébé's Bekannten, jene Welt, die in dem halben Duzend kleiner Hütten wohnte, die wie Biberzellen dicht bei einander an dem Ufer des Wassers lagen.

Da kamen sie denn herein, sechs oder acht an der Zahl, lauter Weiber; nette, reinliche, gewöhnliche Brabanter Bauersleute, arbeitfam, guthezig und klug auf ihre einfache Art; Leute, die entweder den ganzen Tag im Felde schafften und arbeiteten oder sich die Augen blind sahen bei dem feinen Spigenklöppeln in der Stadt.

„Du bist viel zu jung, um allein hier zu wohnen, Bébé,“ sagte die Erste. „Meine alte Mutter soll kommen und Dir die Wirthschaft führen.“

„Nein — komm Du lieber zu mir, Bébé, und wohne bei mir,“ sagte die Zweite. „Ich gebe Dir Essen und Trinken und Kleider noch dazu und behalte nur dafür die Benutzung Deines Bodens.“

„Das heißt die Kleine übervorthellen,“ rief die Dritte. „Höre auf mich, Bébé, — meine Schwester, die ganz allein steht, wie Du wohl weißt, soll mit Dir hier wohnen und Du sollst ihr dafür gar Nichts geben, als hin und wieder mal ein Wischen Essen und vielleicht ein paar Blumen zum Verkaufen.“

„Nein, nein,“ fuhr die Vierte dazwischen; „das geht wahrlich nicht. Ueberlaß Du mir Dein Gärthen und die Hütte, Bébé, und meine Jungen sollen es für Dich in Stand halten, — ich selbst aber wohne bei Dir, und mein eignes Häuschen laß ich meinen Söhnen, — so ziehst Du nur klaren Gewinn aus der Sache, siehst Du das ein, liebe Kleine?“

„Bah!“ rief hier eine Fünfte, die dicker, größer und auch besser gekleidet war, als die Uebrigen. „Ihr denkt Alle nur an Euch, aber nicht an des Kindes Glück. Unsere heilige Kirche aber lehrt uns Besseres — ich will Bébé zu mir nehmen ganz umsonst; und wir wollen die Blumen ausäuten und guten Kohl, Kartoffeln und grünen Salat anpflanzen. Und ich will meine Kühe in die Hütte stellen, damit der Leichengeruch sich verliert, und ich will gar nicht auf Gewinn rechnen, denn davon kann man ja nicht sprechen, wenn man weiß, wie viel Schaden das Gewürm anrichten kann; und das ganze Jahr, Winter und Sommer, soll Bébé nie Etwas mangeln, und sie sich um Nichts zu sorgen haben.“

Die Sprecherin, Trine Krebs, war die wohlhabendste Frau in der kleinen Ansiedlung; sie besaß zwei eigene Kühe und acht silberne Dhringe und fuhr die süße Milch in einem hübschen, grünen Karren mit einem großen Hunde täglich nach Brüssel. Man hörte ihr deshalb mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu, und eine kurze Pause folgte ihren Worten. Aber sie war allerdings nur kurz; dann erhoben sich die Stimmen und schnatterten durcheinander, und die Weiber wurden immer hitziger, und eine beschuldigte die andere des Eigenwüßes und rühmte die Selbstlosigkeit der eigenen Absichten.

Während dem saß Bébé ganz still auf ihrem Kollbettchen, die Augen auf den wiegenden Apfelbaumzweig und den singenden Buchfinken gerichtet. Sie hörte Alles geduldig an.

Es waren ja lauter gute Freunde, alte bewährte Freunde seit ihrer Kinderzeit. Von Dieser hatte sie jeden Sommer schöne reife Kirscheln bekommen; Jene wieder hatte ihr ein kleines wachsendes Jesusknäblein von der Kirmes mitgebracht. Die alte Frau in dem blauen Leinwandrock hatte sie zur ersten Communion geführt. Die, deren Schwester zu Bébé ziehen sollte, hatte ihr sogar ein schön gemaltes Gebetbuch gebracht, was gewiß einen ganzen Frank gekostet hatte. Wieder eine Andere hatte sie einmal fünfzehn Meilen weit mitgenommen nach Mecheln, auf die Messe, das größte Ereigniß bis dahin in Bébé's jungem Leben. Die letzte Sprecherin hatte sie wohl hundertmal als Kind auf den breiten Knien tanzen lassen, ihr Geschichten erzählt und ihr erlaubt, in dem grünen Karren, von dem großen zottigen Hunde gezogen, zu fahren.

Bébé zweifelte gar nicht daran, daß alle diese alten Freunde es gut mit ihr meinten, und dennoch hatte sie eine gewisse unklare Empfindung, als ob diese Rathschläge, die sie ihr gaben, nicht aus derselben lauterer Quelle der Herzensgüte entsprungen wären, als jene Rerung, die sie zu dem Geschenke des Jesusknäbleins und des Gebetbuches veranlaßt hatte.

Bébé grübelte jedoch nicht diesen Unterschied nach, dazu war sie noch zu jung und zu vertrauensvoll; aber sie fühlte es fast wie einen dumpfen Schmerz in ihrem Herzen, daß sie Alle sich bemühten, aus ihrem armen kleinen Erbtheile für sich irgend welchen Nutzen zu ziehen, ohne dabei sie selbst viel in Betracht kommen zu lassen.

Bébé war ein Kind, ein ganzes Kind; Körper und Seele waren beide so frisch in ihr wie der goldene Crocus, der eben aus dem Schnee das junge Köpfchen hebt. Aber sie war durchaus nicht dumm, obgleich die Leute sie bisweilen so nannten, weil sie in Augenblicken der Muße wohl still sitzen und, die blauen Augen weit geöffnet, dem Fluge der Vögel nachschauen konnte wie im Traume.

Sie hörte auch jetzt geduldig zu, bis das Getöse der Weiberstimmen sich erschöpft hatte, und die sechs Frauen auf dem sonnigen Lehmbooden der Hütte standen und sich einander wüthende Blicke zuwarfen; denn so gute Nachbarn sie auch zu allen Zeiten gewesen waren, so war doch bei dieser Gelegenheit eine Jede zu begierig, einen Vortheil über die Andere zu gewinnen.

Sie waren ja alle arm; sie arbeiteten bei Sommergluth und Winterkälte auf den Feldern, oder saßen von früh bis Abends an ihren feinen Spinnweben von Spizen; und einen Sou zu ersparen oder einen Kohlkopf umsonst zu bekommen, galt für etwas Großes, dünkte ihnen kaum weniger wichtig, als sich das Heil ihrer Seelen durch Fasten, Messen und Osterpalmen zu sichern.

Bébé hörte Alles an, und die Thränen trockneten auf ihren heißen Wangen, und ihr hübscher Rosenknospenmund schloß sich fest zusammen.

„Ihr meint es herzlich gut mit mir, gewiß,“ sagte sie endlich. „Aber ich kann Euch doch nicht dafür danken, denn mein Herz ist wie Stein, und ich glaube, Ihr sprecht mehr wegen der Hütte, als meinetwegen. Vielleicht ist es nicht recht, daß ich das sage — ja ich habe gewiß Unrecht, denn Ihr seid Alle gütig — und ich bin ja nur Bébé. Aber seht, er, der gute Vater Antoine, hat mir gesagt, ich sollte hier wohnen und die Blumen pflegen, und ich habe es ihm gelobt und muß das nun auch halten. Ich will Vater Franz fragen, wenn Ihr es wünscht, aber selbst wenn der mir sagt, wie Ihr Alle, daß es nicht recht ist, so werde ich doch hier bleiben.“

Und auf alle Gegenreden im Guten und im Bösen wiederholte sie immer nur ihren festgesetzten Entschluß. Die Weiber tobten wohl noch eine Stunde lang mit Vorwürfen und Tadel; sie sei in der That ein kleines dummes Kind, ein unartiges und eigenwilliges obendrein, ein undankbares, trotziges kleines Geschöpf, das man schlagen sollte, bis es ganz blau und braun sei, wenn nur Jemand da wäre, der ein Recht dazu hätte!

„Aber dies Recht hat eben Niemand,“ rief Bébé und wurde nun wirklich böse; sie stand grade aufgerichtet vor den zankenden Frauen, in ihren runden Armen hielt sie Antoine's alte, graue Kasse, und ihre blauen Kinderaugen schauten so furchtlos und offen in die zornigen Gesichter. „Er hat mir gesagt, daß ich hier bleiben soll, und er würde das nicht gesagt haben, wenn es Unrecht wäre, und ich bin alt genug, um für mich allein bleiben zu können, ich fürchte mich nicht, und wer sollte mir auch etwas thun? O ja; geht nur und sagt es dem Vater Franz, wenn Ihr wollt. Ich glaube nicht, daß er mich tadeln wird, aber selbst, wenn er es thut, so muß ich es ertragen. Selbst wenn man die Kirchthür vor mir verschließt, so muß ich dennoch dem guten Vater Antoine gehorchen, und die Blumen wissen's, daß ich recht gehandelt habe, und sie werden keine bösen Geister zu mir lassen, denn die Blumen sind mit den Engeln bekannt und plaudern mit ihnen bei Nacht.“

Was nützte es da, Vernunft zu predigen vor so einem harten Köpfchen? Und von Vernunft war bei diesen Bauersfrauen überhaupt nicht die Rede, sie konnten nur schelten und zanken, das war ihre einzige Form von Logik.

Davon machten sie nun auch Bébé gegenüber so recht nach Herzenslust Gebrauch und schimpften sie tüchtig aus, wie es Leuten geziemt, die alt genug wären, um ihre Großmütter zu sein, die wohl wüßten, daß man sie aus dem Teiche gefischt habe, und daß sie eigentlich keinen rechtmäßigen Platz in der ganzen Schöpfung hätte, nicht mehr, wie man zu sagen pflegte, wie eine Wasserratte.

Die Frauen waren gutmüthig und hatten ihr bisher diese Thatsache noch niemals vorgeworfen; und eigentlich war der Umstand, daß die Kleine ein Findling war, in ihren Augen durchaus keine Schande; aber der Aergir wirkt wie Wein, er enthüllt die Tiefen des Gemüthes und wühlt allen Schamm darin auf; und in ihrem Verdruß darüber, daß ihnen Antoine's Erbschaft nicht zu Gute kommen sollte, jagten die guten Weiber so bittere Sachen, die sie in ruhigen Augenblicken nicht um die Welt ausgesprochen hätten. Sie schwächten sich heißer vor Ungeduld und Zorn und schritten endlich wieder über die Schwelle. Lange noch tönten das Geklapper ihrer Holzschuhe und die schrillen Stimmen an Bébé's Ohr.

Unterdesen war es Abend geworden, die Sonne leuchtete nicht mehr ins Hüttchen herein, und der Vogel hatte sein Liedchen beendet.

Bébé stand noch auf derselben Stelle, sie wollte fest und tapfer bleiben, dennoch aber fielen große, bittere Thränen aus ihren Augen auf das Sammetfell der schlafenden Kasse.

Sie hatte nur unklar verstanden, weshalb sie sich schämen sollte, daß sie aus dem Wasser unter den Wasserlilien herausgefischt worden war wie ein ertrinkendes Feldmäuschen. Sie hatte mit Vater Antoine gar oft von jenem Sommermorgen gesprochen, da er sie unter den breiten Liliensblättern gefunden, und Bébé und er hatten mit einander herzlich gelacht, und sie war ganz stolz darauf in ihrer unschuldigen Weiße, daß sie eine Blumensee zur Mutter und die Blumen alle zu Pathen gehabt hatte. So hatte er es ihr wenigstens immer als unbefruchtete Thatsache erzählt. Selbst Vater Franz hielt es nicht für nöthig, dieses harmlose Kind in seinen lieblichen Phantasiebildern zu stören, denn er war ein guter, heiterer alter Mann, der wohl wußte, daß Herzeleid und Weisheit nur zu bald kommen, um junge Schultern zu beugen und goldene Locken zu bleichen, auch ohne seine Einmischung.

Bébé hatte es immer gar reizend gefunden, so von den Wasserlilien abzustammen und die Sonne als Vater zu begrüßen; und wenn die Leute in Brüssel auf dem Markt das schöne Kind mit dem seltsam träumerischen Blick anredeten und um seine Herkunft befragten, so antwortete es immer ganz ernsthaft aus vollster Ueberzeugung:

„Meine Mutter war eine Blume.“

„Du wenigstens bist eine Blume,“ pflegten sie dann entgegen, und Bébé war damit stets wohlzufrieden gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

### Alte Spitzen.

Obzwar die Frauen zu jeder Zeit eine besondere Vorliebe für alte Spitzen hatten, kennen doch verhältnißmäßig wenige den Ursprung und die Geschichte derselben. Eine Beschreibung der verschiedenen Arten mit Rücksicht auf Ort und Zeit und Art ihrer Anfertigung dürfte deshalb für alle Leserinnen des Bazar von Interesse sein. Unsere weitere Absicht ist, die Besitzerinnen alter Spitzen in Stand zu setzen, solche nach Zeit, Art und Methode der Fabrication zu classificiren, denn es liegt auf der Hand, daß der Werth einer alten Spitze fast in allen Fällen je nach der Beantwortung dieser drei Fragen sich bestimmen läßt.

Stickereien aller Art für den Gebrauch in Kirche und Haus waren im Mittelalter weitverbreitet. Dieselben wurden in der Regel mit Gold-, Silber- oder Seidenfäden auf contrastirend gefärbten Stoffen ausgeführt. Leinwandstickerei beschränkte sich auf Altardecken und Leichentücher und war von geringer Wirkung. Durchbrochene Arbeit trat an die Stelle der soliden Stickerei und entwickelte sich in die Reticellarbeit der Italiener im 15. und 16. Jahrhundert. Gleichzeitig mit Leinwandstickerei wurden Auszieh- und Negarbeit, die geknüpften und geflochtenen Spitzen erfunden und bildeten die Lieblingshandarbeit der Nonnen im Mittelalter. Nur wenige Ueberreste dieser mittelalterlichen Kirchenspitzen haben sich erhalten, eine Beschreibung derselben muß sich daher auf die Nachahmungen der folgenden Jahrhunderte basiren.

Das Copiren mittelalterlicher Spitzenarbeit mit der Nadel und auf dem Rißen begann in der Mitte des 15. Jahrhunderts und entwickelte sich zu der eigentlichen Nadel- und geflöppelten Spitze während des 16. Jahrhunderts.

Spitzenarbeit aller Art blieb lange Zeit auf die Klöster beschränkt, sie verbreitete sich von Italien über Spanien nach Frankreich, Flandern, Holland, nach Deutschland und England.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bildeten sich förmliche Spizendistricte — in der Regel mit einem Nonnenkloster als Centrum — und verfertigten Spitzen für den allgemeinen Bedarf. Jeder dieser Spizendistricte hatte seine Specialität und hielt an derselben fest, der wechselnden Mode nur geringe Zugeständnisse machend.

Alte Spitzen zerfallen in nachstehende Haupt- und Unterabtheilungen 1. mit Rücksicht auf technische Ausführung: in mittelalterliche Spitzen; Nadel- oder Point-Spitzen; geflöppelte oder Rißen spitzen. 2. Mit Rücksicht auf den

Stilcharakter des Musters: In Spitzen im mittelalterlichen (vor und bis 1550), geometrischen (1550 bis 1620), Renaissance (1620 bis 1720), Rococo-Stil (1720 bis 1770) und im Stil Louis XVI. und der französischen Revolution (1770 bis 1810).

Die Muster alter Spitzen sind in der Regel mehr oder weniger mit dem allgemeinen ornamentalen Stilcharakter der Periode, in welcher die Spitzen verfertigt wurden, übereinstimmend; doch dürfen die angegebenen Grenzen für die 5 Stilabtheilungen nicht allzu streng genommen werden, da sich zwischen dieselben je eine Uebergangsperiode mit einer Combination zweier Stilgattungen einschleibt. Im Uebrigen sind die charakteristischen Merkmale der 5 Stilperioden sehr ausgeprägt und machen es möglich, mit nahezu absoluter Gewißheit das Alter einer Spitze zu beurtheilen.

Die mittelalterlichen Muster reproduciren die symbolischen Gruppen und Figuren, die ungeheuerlichen und andern Thiergestalten, die Blatt- und Blumenarabesken der Gothik;

der geometrische Stil ist eine Combination von Quadraten, Dreiecken, Kreisen und Kreissegmenten;

der Renaissancestil zeichnet sich aus durch artistisch geschwungene Blätter- und Blumenarabesken und Guirlanden, unter sich verbunden durch ornamentirte Fadenstränge oder regelmäßige Negarbeit. Die feinsten Nadel- und Rißen spitzen gehören dieser Periode an;

der Rococostil verdrängt die schönen Linien der Renaissance und ersetzt solche durch steife Blumenbouquets;

der Revolutionsstil endlich löst die Muster auf in vereinzelte Blüten und Punkte, mit der napoleonischen Diene als Vorbild.

Mit Rücksicht auf den geographischen Ursprung alter Spitzen bemerken wir, daß vor 1550 die Spitzenarbeit in allen Klöstern Europas dieselbe war. Nach 1550 bildete Venedig ein Jahrhundert lang den Centralpunkt für Nadelspitzen und lieferte die Muster für die Ionischen Inseln, für Spanien, Frankreich, Deutschland und die Niederlande. Zu derselben Zeit blühte die Rißen spitzenindustrie in Genua. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verdrängte Frankreich die venetianischen und genuinischen Spitzen von den europäischen Märkten und riß in Verbindung mit den Niederlanden den größeren Theil der Spitzenindustrie an sich, bis die Revolution aller feineren Nadelarbeit ein Ende machte und Maschinen spitzen an die Stelle setzte.

Betrachten wir zunächst die mittelalterlichen Spitzen, welche mit Rücksicht auf ihre technische Ausführung wiederum

in sieben Unterabtheilungen zerfallen: Leinwandstickerei und ausgechnittene oder durchbrochene Spitzen; Neg oder Filetspitzen; Ausziehspitzen; Reticellspitzen; geknüpft Spitzen; geflochtene Spitzen; Ligen spitzen.

Leinwandstickerei und ausgechnittene Spitzen. [Opus scissum, Cutwork (englisch), Punto tagliato (italienisch), Point coupé (französisch).]

Um durchbrochene Spitzen anzufertigen, zeichnete man das Muster auf die Leinwand, schnitt es sodann aus und saßte die Ränder mit Knopflocht ein. Leinwandstickerei und durchbrochene Arbeit war eine Lieblingshandarbeit der Nonnen im Mittelalter und wurde insbesondere als Einfaß für Altardecken und anderen kirchlichen und häuslichen Schmuck angewendet. Im 16. Jahrhundert traten Reticellspitzen an die Stelle, behielten aber den ursprünglichen Namen „ausgeschnittene Arbeit“ bei.

Da die handgewobene und naturgebleichte Leinwand früherer Jahrhunderte eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse besaß, als das mit Chemicalien behandelte Maschinengesponnne der Neuzeit, haben sich manche schöne Beispiele der alten Leinwandstickerei mit durchbrochener Arbeit erhalten und bilden eine Zierde gewerblicher und anderer Museen. Das Leichentuch St. Cuthbert's wird von einem Zeitgenossen, der im 12. Jahrhundert bei der Ausgrabung des Sarges anwesend war, als in durchbrochener Leinwandstickerei gearbeitet beschrieben, und im Prager Münster wird eine Altardecke in ähnlicher Arbeit aufbewahrt, welche von Anna von Böhmen, der Frau des englischen Königs Richard des Zweiten verfertigt worden. Ein Stück dieser Altardecke ist im Besitze des Museums von South Kensington. Im 14. und 15. Jahrhundert waren geometrische Muster vorherrschend (Fig. 1); später im 16. Jahrhundert tritt die Leinwandstickerei in Verbindung mit Reticellspitzen auf (Fig. 2). Süddeutschland und Italien scheinen sich besonders in dieser Spitzenarbeit ausgezeichnet zu haben, während Frankreich, Spanien und England sich mehr der Gold-, Silber- und Seidenstickerei widmeten.

Neg- oder Filetspitzen. [Opus araneum, Spiderwork (englisch), Laci, Punto a maglia quadra, Punto a stuoira (italienisch), Point compté or conté, Guipure d'art, Filet brodé à reprises (französisch).] Der Ursprung der Filetspitze verliert sich ins graue Alterthum, und Spuren von gestickter Negarbeit können in altägyptischen und ägyptischen Sculpturen nachgewiesen werden. Aus dem Mittelalter haben sich manche Ueberreste von Filetspitzen erhalten, und die Muster-

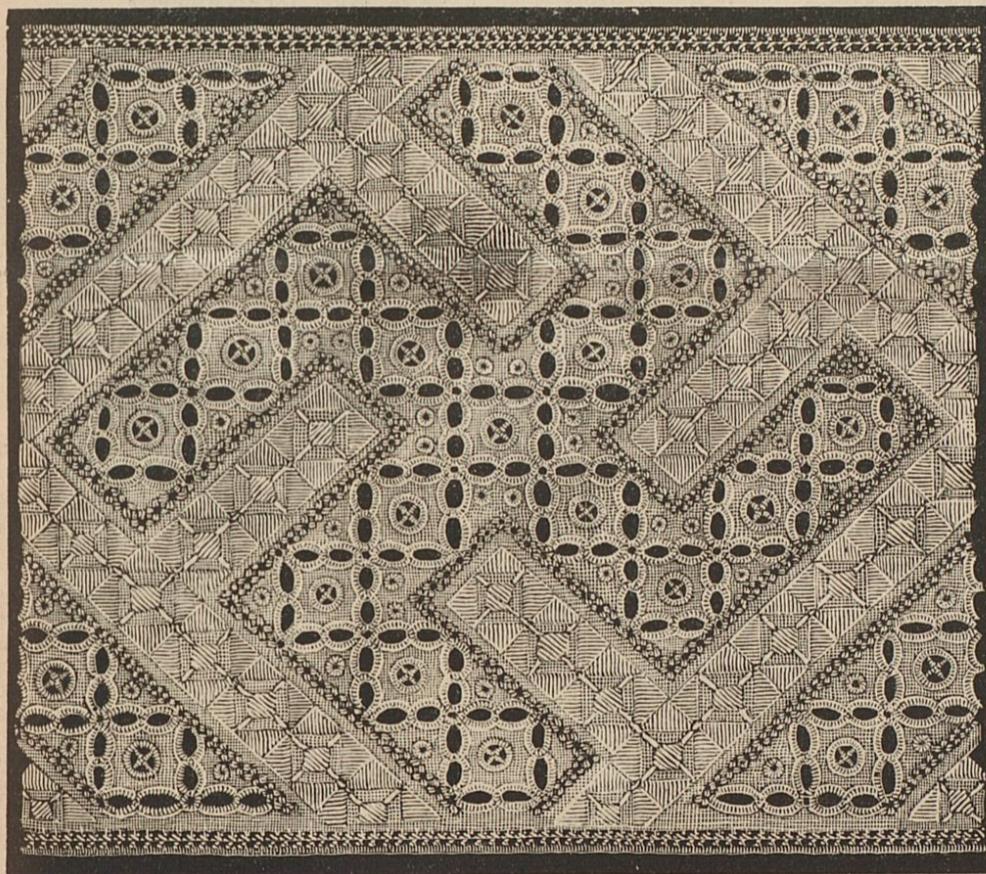


Fig. 1. Leinwandstickerei und durchbrochene Arbeit. Geometrischer Stil. 16. Jahrhundert.

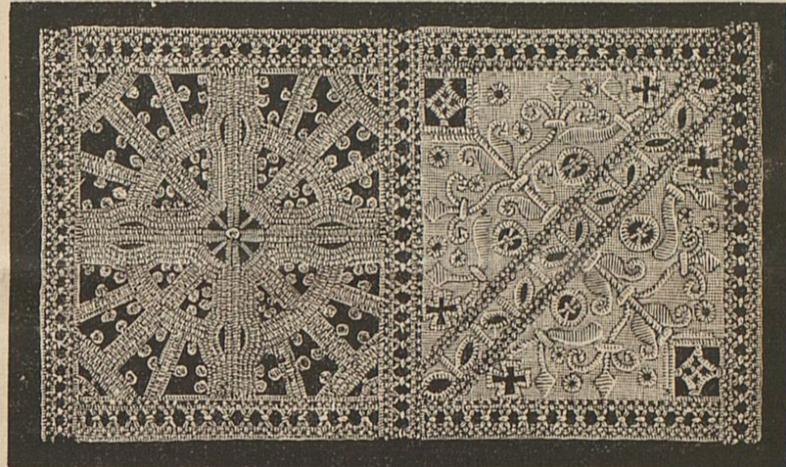


Fig. 2. Leinwandstickerei, durchbrochene Arbeit und Reticellspitzen. 16. Jahrhundert.

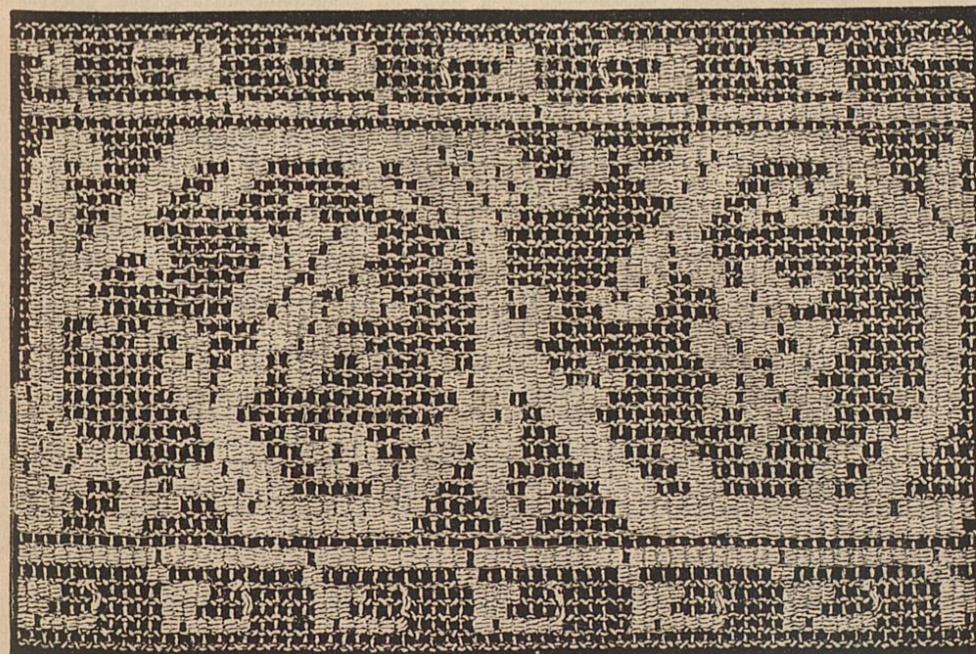


Fig. 4. Filetspitze auf gezwirntem Neg. 17. Jahrhundert.

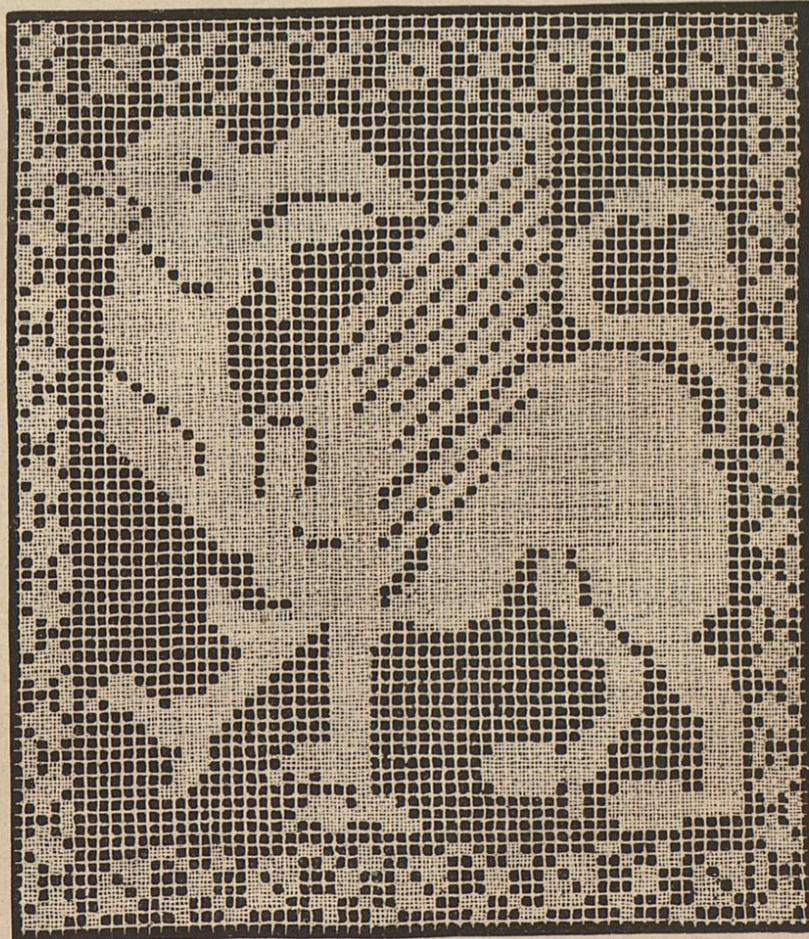


Fig. 3. Filetspitze auf geknüpftem Neg. Mittelalterlicher Stil.

bücher des sechszehnten Jahrhunderts beschäftigten sich beinahe ausschließlich mit denselben. Diese Musterbücher wurden in großer Anzahl von Deutschland, Frankreich und besonders von Italien aus über ganz Europa verbreitet und sorgten ihre Motive von mittelalterlichen Stickerien und architektonischen Ornamenten. Die ältesten deutschen Musterbücher erschienen zwischen 1530 und 1540 in Augsburg, Frankfurt und Zürich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts manche andere in Nürnberg, St. Gallen, Straßburg und Basel. Das bedeutendste unter den letzteren ist das Siebmacher'sche, welches in erster Auflage 1597 in Nürnberg herausgegeben und in neuerer Zeit von dem k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie durch photolithographischen Druck vervielfältigt worden.

Das Netz für diese Art von Stickerei war ein quadratisches und wurde entweder geknüpft (Fig. 3), gewirnt (Fig. 4) oder gewoben, die Muster aber wurden aus freier Hand mit der Nadel in Gold- und Silberfaden, in gefärbtem und ungefärbtem Leinwandgarn oder Seide eingearbeitet.

Die frühesten Muster sind in gothischem Stil und reproduciren die alten Embleme des Kreuzes, des griechischen Buchstaben Gamma, der Lilie, die Thiere der Apokalypse (Fig. 3), später wurden biblische und profane Figuren oder Gruppen in Negarbeit ausgeführt; im 17. Jahrhundert verdrängten Blätter- und Blumenarabesken (Fig. 4) die alten Devisen. Vor 1500 wurde die Filetspitze insbesondere als Einfaß für Altardecken benutzt in Verbindung mit Leinwandstickerei und während des 16. Jahrhunderts in Verbindung mit Reticellaarbeit. Später im 17. Jahrhundert wurden Vorhänge, Tisch- und Bettdecken in Negarbeit ausgeführt, und die mannichfaltigsten Muster — Wappen, Monogramme, Figuren, Thiere und Arabesken aller Art — kamen zur Anwendung.

Im Allgemeinen trägt die Filetspitze aller Länder einen und denselben Stilcharakter, was sich aus dem Umstand erklärt, daß die gedruckten Musterbücher, nach welchen gearbeitet wurde, überall die gleichen waren. Es ist deshalb schwierig, Spitzen dieser Art in geographische Abtheilungen zu bringen, und der einzige Anhaltspunkt für eine Scheidung in locale Gruppen bildet das Material, in welchem die Negarbeit ausgeführt wurde. Gold, Silber, gefärbte Seide deuten auf die Völker lateinischen Ursprungs — Italien, Spanien und Frankreich — mit deren Vorliebe für contrastirende Farben hin, während die Netzspitzen in einfachem Leinwandfaden mehr dem nördlichen Norden — Deutschland, Scandinavien und England — zuzuschreiben sein dürften.

(Fortsetzung folgt.)

### Blumennamen.

Von Georg Büchmann.\*)

In reichster Fülle hat die Wissenschaft der Botanik Personennamen angewendet, um unbekannt oder noch nicht beschriebenen Pflanzen Bezeichnungen zu verleihen, und so verwandelt sich jeder botanische Garten in einen großen Friedhof, dessen Gedankensphäre nicht Marmor und Erz, sondern duftige Blüten und grüne Blätter sind. Diese lebensfrischen Grabdenkmäler tragen zumeist die Namen von Botanikern, von Freunden und Förderern der Naturwissenschaft. Nur ein kleiner Theil derselben ist dem Andenken gekrönter Häupter gewidmet. Unter den letzteren ist die bekannteste Pflanze die große Wasserlilie Südamerikas, die durch Größe, Schönheit und Geruch ausgezeichnete

#### Victoria regia,

welche der Königin Victoria von England zu Ehren ihren Namen trägt. Sie hat unter allen Wasserpflanzen die größte Blüthe und ist weitverbreitet in den großen Strömen Südamerikas. Sie wurde zuerst 1801 von dem deutschen Reisenden Thadäus Hänske gefunden und von Pöppig 1832 in „Froriep's Nachrichten“ unter dem Namen Euryale amazonica beschrieben. Der Engländer Lindley behandelte sie dann am ausführlichsten in einem 1837 erschienenen Prachtwerke, von dem nur fünf und zwanzig Exemplare abgezogen wurden, und in welchem er ihr den Namen Victoria regia gab, der ihr verblieben ist.

Dem Andenken gelehrter Botaniker sind mehrere bekannte Pflanzen geweiht; zunächst die blutrothe, von drei dunkleren Purpurstreifen durchzogene, an sonnigen Abhängen, zum Beispiel am östlichen Harzrande wachsende

#### Karthäusernelke.

Sie führt unre Phantasie irre zu den abgeschlossenen Gärten stiller Karthäuserklöster, mit denen ihr Name gar Nichts zu thun hat; sie ist vielmehr zu Ehren der beiden Naturforscher Johann Karthaus, der 1777, und Friedrich Karthaus, der 1796 starb, also genannt. Die

#### Kamelie,

mit Unrecht gewöhnlich Kamelle genannt, verewigt den Namen eines Apothekers der märkischen Brüdermission auf Manilla, Georg Joh. Kamell, der im 17. Jahrhundert mit großem Fleiße Pflanzen auf den Philippinen sammelte; jedoch wird ihm die Ehre freitig gemacht, da nach der Angabe des Abbé Verloze zu Paris, Verfassers einer Monographie der Kamellen, Vinné diese Gattung nach dem Jesuitenpater Abbé Camelli genannt habe, der die Kamelle 1739 aus Japan mitbrachte. Die

#### Fuchsia,

jener schöne Strauch, der von Chili bis zur Spitze Südamerikas wildwächst und bei uns eine der beliebtesten Zierpflanzen ist, ruft das Andenken eines der ersten Väter der Botanik zurück. Bernhard Fuchs, geboren 1501, gestorben 1565, war zuerst Schulmeister in seinem Geburtsort Wemdingen in Schwaben; er erwarb sich als Arzt und Botaniker großen Ruf, wurde von Kaiser Karl V. geadelt und starb als Professor der Medizin zu Tübingen. Eine ebenso bekannte, beliebte, an Spielarten reiche, schöne Zierpflanze ist die

#### Georgine.

Sie wurde zuerst um 1784 durch Professor Viscount Cervantes, Director des botanischen Gartens zu Mexico, von dort nach Madrid an Cabanilles, einen spanischen Mönch und Director des dortigen botanischen Gartens geschickt, welcher sie

\*) Anm. der Red. Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß von demselben Autor's beständigem Buche „Geflügelte Worte“ kürzlich wieder eine neue vermehrte Auflage erschienen ist.

dem schwedischen Botaniker, Dr. Dahl zu Ehren, der 1787 zu Abo starb, Dahlia nannte, welcher Name noch heute für diese Pflanze in Frankreich am gebräuchlichsten ist. Weil aber der Name Dahlia von Thunberg schon an eine andere Pflanze vergeben war, so taufte Willdenow ihn zu Ehren des Professors Johann Gottlieb Georgi in Petersburg in Georgine um. Die

#### Hortensia

wurde im Jahre 1767 von Commerßen in China entdeckt und von ihm nach seiner Geliebten Hortense Barré benannt, die ihn in Jägertracht auf seinen Reisen begleitete. Der

#### Enzian,

Gentiana, eine das Auge durch prächtige Blüten erfreuende Pflanze der Hochgebirge, aus deren bitterer Wurzel ein magenstärkendes Getränk, ebenfalls Enzian genannt, gegohren wird, das manchen erkrankten Alpensteiger oder Gensamenjäger zu frischer Wanderlust gekräftigt hat, soll nach der Naturgeschichte des älteren Plinius seinen Namen dem äthiopischen König Gentius verdanken. Er socht 500 vor Christus mit dem Macedonerkönig Perseus gegen die Römer und soll, weil er die Heilkraft dieser Pflanze kannte, sie als wirksames Mittel gegen die Pest empfohlen haben.

Wir haben es hier demnach mit einer andern Art Blumenprache zu thun, die nicht von des Herzens Leiden und Freuden, von Trost, Treue, Hoffnung spricht, sondern von Ruhm, von Eifer und Fleiß der Forstler; wir können uns aber des Gefühls nicht erwehren, daß mit den oben erwähnten Namen den genannten Personen eine größere Ehre widerfahren ist als den nach ihnen benannten Blumen. Denken wir uns den Fuchsjenzüchter im Kreise seiner geliebten Pflanzlinge, hier ein noch nie so gesehenes Sammetviolett, dort die zierliche Gestalt der prunkenden Blüthengänge bewundernd; seine Empfindungen soll ihm das profane Wort „Fuchsia“ ausdrücken? Nimmermehr! Da weiß das Volk doch, wenn es die Blumen tauf, dichterischer und erfinderischer zu sein. Es weiß die Gestalt, die Farbe, die Würze, die Heilkräftigkeit schlagend auszudrücken. Wie sprechend sind sie, die Namen: „Brennende Liebe, Braut in Haaren, Königskerze, Berggymnast, Schneeglöckchen, Zelangereleber!“ Das Volkslied, das mit einer Georgine und Kamelle, diesen fremden, aufgeputzten Salondamen, nichts anzufangen wüßte, vermag die Blumen des Volks denn auch trefflich zu verwerthen. Es singt:

Blau ist ein Blümlein,  
Heißt Berggymnastmei;

oder:

Ein Blümlein auf der Heiden,  
Mit Namen Wohlgemuth  
Laß uns der Lieb Gott machen,  
Ist uns für's Trauern gut;

oder:

Das Kraut Zelangereleber  
In manchem Ende blüht,  
Bringt oft ein heimlich Fieber,  
Wer sich nicht davor hütet.

Ich hab' es wohl vernommen,  
Was dieses Kraut vermag;  
Doch kann man dem vorkommen,  
Wer Maßlieb braucht alle Tag'.

Das ist auch die echte, die einzige deutsche Blumenprache, welche sich in diesen volksmäßigen Benennungen der Kinder der Flora befindet. Man hätte längst aus diesen Namen dem deutschen Volke ein fröhliches, farbenprangendes Straußchen binden sollen. Es ist Niemandem eingefallen, als einem der volksthümlichsten unserer Dichter, dem jüngst verstorbenen Hoffmann von Fallersleben. Seine letzte literarische Arbeit waren „Volkswörter“; in diesem Aufsatz hat er unter andern auch den heimischen Blumennamen seine Aufmerksamkeit geschenkt und sie in seiner sinnigen Art zu deuten gewußt. Ich wünschte, er hätte sich in dieser Arbeit ganz auf die Blumen beschränkt; er hätte dann statt eines gelehrten Beitrags zu einer gelehrten Zeitschrift eine Volkschrift geliefert, die so ganz nach seinem vaterländischen Herzen gewesen wäre und in großen Publicum einen großen Leserkreis gefunden haben würde.

Um den großen Unterschied zwischen den ersterwähnten gelehrten, Grabdenkmälern gleichenden Blumennamen und diesen der Volksanschauung entsprungenen hervorzuheben, citire ich aus dem Hoffmann'schen Aufsatz folgende Erläuterungen:

#### Augentrost,

Euphrasia officinalis, verdankt seinen Namen lediglich den ihm nachgerühmten Heilkräften bei Augenkrankheiten; denn seine bescheidene Blüthe fällt wenig in die Augen. Es war ein beliebtes Blümlein in der Dichtung; schon im fünfzehnten Jahrhundert kam es vor:

Mein Augentrost, das thut' gar bald!  
Daß ich nicht werde Trostes ohn'!

#### Hänschen und Gretchen,

(heftiges Wort), Veronica chamaedrys. Hoffmann citirt dazu aus Bilmar's Idioticon: — Hoffmann und Bilmar, diese politischen Antipoden, standen sich in ihrer Empfänglichkeit für das volksmäßige innerlich sehr nahe, und Hoffmann äußerte sich in den wärmsten Ausdrücken über jenen — „Hans und Grete war bekanntlich in älterer Zeit die allgemeine Bezeichnung für ein Paar (Liebespaar, Brautpaar); nun hat diese Art von Veronica allezeit zwei Blüten nebeneinander entwickelt, so daß die Bezeichnung sehr passend erscheint.“

#### Himmelschlüssel,

eine der ersten Frühlingsblumen, die uns gleichsam den Himmel erschließt, das schöne Frühlingsleben; heißt auch S. Peterschlüssel, gewöhnlich Schlüsselblume.

#### Stiefmütterchen,

Viola tricolor. Das Volk erklärt sich das Stiefmütterchen also: Das unterste Blütenblatt, das am dunkelsten gefärbte, ist die Stiefmutter; die sitzt auf zwei Stühlen (den grünen Kelchblättern). Oben sind ihre beiden rechten Kinder und haben jedes ihren besondern Stuhl. In der Mitte die beiden größeren Blüten sind die Stiefkinder; sie haben dunkle Kleider und müssen sich Beide mit einem Stuhl begnügen.

#### Berggymnast,

Myosotis palustris. Als man die Bedeutung der Farben festgestellt hatte, übertrug man sie auf die Blumen. Doch dauerte es lange, bis bestimmte Blumen gewählt, die den Eigenschaften, welche man den Farben zuschrieb, als entsprechend betrachtet und allgemein angenommen wurden. Mit dem Blau machte man den Anfang: war es doch die schönste Farbe, die

Farbe des Himmels und das Sinnbild der Stätigkeit. Und nun läßt Hoffmann alte poetische Belege für die Beliebtheit des so stummen und so bescheiden Pflänzchens folgen.

#### Waldemeister,

Asperula odorata. Dies bescheidene Kräutlein ist wirklich der Meister im Walde, der Meister über alle anderen Waldkräuter; denn keines kommt ihm gleich an lieblichem Duft und würzigem Geschmack, wie es denn auch früher Herzfreude genannt wurde. Hoffmann gibt als seine älteste Quelle für den deutschen Namen die 1534 in Köln erschienene Botanik des Cordus an.

Das sind nur einige Blumen, die ich aus Hoffmann's „Volkswörtern“ gepflückt habe, aus welchen man sich auch über Zelangereleber, Kaiserkrone, Königskerze, Maßlieb, Mäurerkreuz, Habmichlieb und viele, viele andere unterrichten kann. Wer, wie ich, das Glück gehabt hat, sich mit dem jugendlichen Geiz bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin über literarische Dinge zu unterhalten, der wird sich gern erinnern, wie ihm das blaue Auge leuchtete, wenn er von seinen damals noch ungedruckten Volkswörtern sprach. Wenn man überlegt, daß Bücher, welche die Sprache der Blumen behandeln, wie das schwülstige, an unerwiesenen Behauptungen reiche Symanski's und andere mehrere Auflagen erlebt haben, kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß Diejenigen, deren Obhut der Hoffmann'sche Nachlaß anvertraut ist, seine die Blumen betreffenden Volkswörter zusammenstellen und als besonderes Schriftchen herausgeben möchten. Es wäre gewiß eine dankbare That, und es wäre zugleich der Anfang einer wahren und echten deutschen Blumenprache. Denn Blumen sprechen. E. M. Arndt singt:

Blumen, holde Sonnenkinder,  
Süß gepflegt von Luft und Licht,  
Bunt gefärbt von goldenen Strahlen  
Seid so schön und hört mich nicht.

Seht so klug und könnt nicht sprechen,  
Rittert, jedes Lüftchens Spiel,  
Und, den Menschen Sonne gebend,  
Habt ihr selber kein Gesicht.

Mensch, — so schütteln sie die Köpfechen —  
Stolzer, was erlähmt du dich?  
Worte blähen in unsren Augen  
Ewig klar und wonniglich.

### Die Vorleser-Epidemie.

Von Oskar Blumenthal.

Auch auf dem Gebiet der winterlichen Abendunterhaltungen läßt sich eine Herrschaft der Mode beobachten. Wenn wir dem alten Gellert glauben wollen, so gab es sogar eine Zeit, in der ein Virtuos, der in eine Biertrute hineinzufrischen ver sprach, eine schaulustige Menge fand. Die Gankelkünsteleien eines Posco und Vellachini haben sich erst seit wenigen Jahren überlebt. Noch vor kurzem liebte es das verehrungswürdige Publicum bärtige Weiber, zweifelhafte Nachtigallen, zusammengezwungene Zwillinge und ähnliche mißgestaltete Ausnahme-Menschen mit derjenigen Aufmerksamkeit zu betrachten, die man zweifellos so wunderbar begabten Persönlichkeiten schuldig ist. Und gegenwärtig ist der „Vorleser“ en vogue, sei es in der Gestalt des populär-wissenschaftlichen Wandervorlesers, sei es in der Abart des dramatischen Vorlesers. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß es sich hier auch nur um eine neue Form von Gaukelkunst und Charlatanerie handelt — und im Interesse unserer Winterabende möchte es nicht unbedenklich sein, zur Diagnose der so heftig ausgebrochenen Vorleser-Epidemie etwas beizutragen.

Gegen jene in Litteratur machenden commis voyageurs, die mit einem flüchtig ausgearbeiteten Manuscript ganze Provinzen abgrasen, ist freilich schon häufig und mit Zug geieffert worden. Fast scheint es auch, daß diese abenteuerlich umher ziehenden Wissenschaften eben nicht mehr recht ziehen wollen. Man hat nachgerade eingesehen, daß die Vorträge der wandernden Propheten im Allgemeinen nicht oberflächlich genug sind, um zu unterhalten, und nicht tief genug, um zu belehren. Der schauspielerische Krimstram, der drum und dran hängt, hat seinen Reiz verloren, seitdem wir einen unterrichtenden Blick hinter die Coulissen geworfen haben. Wir können nicht mehr die Thatfache außer Augen lassen, daß Jeder, der etwas Vernünftiges zu sagen hat, in den Zeiten der Buchdruckerkunst nicht darauf angewiesen ist, höchst eigener Colporteur seiner alleinseligmachenden Weltweisheit zu sein, zumal er der Sache selbst dadurch wenig nützt. Denn mag auch die Augenblickswirkung des gesprochenen Wortes eine lebendigere sein, als die des geschriebenen, so verhallt doch die Rede wieder schnell und spurlos. Die Mühe des Nachschreibens nehmen sich ja die eleganten Zuhörerinnen niemals; was aber die Zeitungsberichte als Handhabe des Gedächtnisses bieten, ist meist dürftig und verfälscht — und schließlich bleibt Nichts im Geist der Hörernden haften, als ein paar halbverstandene Gemeinplätze, ein paar mundgerechte Schlagwörter, die gerade ausreichen, um für die Conversation etliche vornehme Brocken abzuwerfen. Die Wandervorleser der bezeichneten Gattung sind demnach eigentlich nur für Denjenigen ein Bedürfnis, der Nichts lernen will, aber so thun möchte, als wäre er beinahe überstudirt.

Aber wie gesagt, diese „wissenschaftlichen“ Wandervorleser haben am längsten ihr Wesen getrieben. Um so toller spuken jetzt ihre obengenannten Kollegen in der Geldmacherei, die Vorleser klassischer Dramen. Es genügt nicht, daß die klassischen Dichtungen in zahllosen Ausgaben mit und ohne Anmerkungen zu Schlachtopfern der buchhändlerischen Speculationsgier wurden. Es genügt nicht, daß die Erklärer-Colportage sich heutzutage darauf losstürzte, daß über jeden Gedankenstrich, jeden F-Punkt gedankentiefte Untersuchungen ans Licht befördert wurden: Um das Maß der Leiden zu erfüllen, mußten erst noch die Vorleser kommen und uns durch ihre Recitationen vollends die Freude an den unsterblichen Kunstwerken trüben und verbittern.

Die ganze Ueberflüssigkeit jener Vorleser wird man begreifen, wenn man sich die unseres Wissens in weiteren Kreisen bekannnten Thatfachen ins Gedächtnis zurückführt, daß wir 1) Bücher besitzen, worin wir die Werke mit eigenen Augen

zu lesen im Stande sind, und daß 2) Gottlob noch Theater in Deutschland vorhanden sind, auf welchen wir die Dramen in mehr oder minder gelungener scenarischer Veranschaulichung genießen können. Bist Du also einem strengen und keuschen Kunstgenuß nicht abhold, verehrte Leserin, so magst Du in beschaubarer Stunde das Buch in die Hand nehmen und Dich mit sinnendem Geist in alle Einzelschönheiten der Dichtung vertiefen, feinspürig allen Absichten des Künstlers nachgehen und die Geheimnisse des dichterischen Schaffens zu erlauschen suchen. Voll und innig wird dann der Geist des Kunstwerkes der empfänglichen Leserin aufgehen, und in wehevoller Stille hat Dich leis der Athem des Ewigigen berührt. Liebst Du aber die lebensvollere theatralische Verkörperung des Dichterwerkes, so bist Du ja in den dermaligen Blüthetagen des Theater-Gewerbes ohne Zweifel nicht in Verlegenheit. Zur Noth kannst Du auch noch Mitglied verschiedener Lesekränzchen werden, in welchen die Dramen mit „vertheilten Rollen“ verzapft werden. Kurz, für die künstlerischen Neigungen jeglicher Art ist überreichlich Sorge getragen — und wenn in Wirk-

Maße von dem Recitator, der lediglich durch das Mittel der Stimme wirkt. Er hat nur ein Instrument — und will uns ein ganzes Orchester ersetzen! Er giebt vor, in seiner einzigen Person die Leistungskraft eines ganzen Duzend von Künstlern zu vereinigen! Nur die erstaunliche Genügsamkeit und Leichtgläubigkeit des Publicums konnte solchen großen Unfug ermöglichen. Ich habe die besten und bewährtesten Recitatoren gehört: Wenn ich die Augen schloß und mich nun wirklich der Illusion hingab, eine Bühnenaufführung vor mir zu haben, so wurde mir erst recht klar, welche ungehobelte Mittelmäßigkeit hier herumstümpert. Wie sollte aber auch ein Recitator dazu kommen, einen Othello und eine Desdemona, einen Jago und eine Emilia, einen Brabantio und einen Rodrigo mit gleichartiger Künstlerkraft vorzutragen! Es ist das ein Unding, ein selbst für den Begabtesten geradezu unerfüllbares Problem. Schon das bloß charakteristische Auseinanderhalten der verschiedenen Stimmen nöthigt den Vorleser zu Tonsfärbungen, deren zerrbildartige Umatur und karikierte Verkünstelung jede Möglichkeit einer gesunden Wirkung ver-

so ist es am gerathensten, daß er jede Erinnerung an die Bühne ängstlich vermeidet. Neuerdings haben die Vorleser noch zu ganz absonderlichen Reizmitteln gegriffen, um die Anziehungskraft ihrer Recitationen zu steigern. Richard Türschmann zum Beispiel (und nach ihm Hermann Linde) tragen aus dem Gedächtniß vor und imponiren damit einem denktrügen Schwarm. Es bedarf keines Beweises, daß diese Gedächtnißleistung mit der Kraftleistung gar nicht zusammenhängt und daher auch den Werth der letzteren nicht erhöhen kann. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein Paulsen und Zufertort, die zwölf Schachpartien gleichzeitig spielen, ohne auf das Bret hinzublicken, daß ein Hans von Bülow, der ein ganzes Clavier-Concert ohne Noten gibt, an Gedächtnißstärke die Türschmänner und Linde weit überrage. Ein Schauspieler, der ein paar Duzend Rollen im Kopfe hat, ist ihnen ebenbürtig. Uebrigens ist es nicht einmal ein behagliches Gefühl für den Hörer, einen solchen Gedächtnißvortrag mit anzuhören. Man befürchtet jeden Augenblick, daß der Recitator am Ende doch



Walter Raleigh wird im Gefängniß von seiner Familie besucht.  
Nach dem Gemälde gezeichnet von W. Lindenschmit in München.

lichkeit die dramatischen Vorleser einem „tiefgefühlten“ Bedürfniß abgeholfen haben, so kann doch dies Bedürfniß von keinem Andern „tief gefühlt“ worden sein, als von — ihnen selbst. Nun berufen sich freilich die Herren auf die Mangelhaftigkeit der meisten Bühnenaufführungen und geben sich kecklich die Miene, als ob sie etwas wunderbar Besseres darbieten. Und doch lehrt eine unbefangene vergleichende Beurtheilung der Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, und der Ziele, die sie erreichen wollen, daß ihre Leistungen einer auch nur halbwegs angemessenen Bühnenaufführung nun und nimmermehr ebenbürtig sein können. Von etlichen Künstlern wird berichtet, daß sie mitunter den übermüthigen Versuch machten, in einer klassischen Dichtung zwei Rollen zu spielen. So soll z. B. Davison einmal den Franz und den Karl Moor gespielt haben. Stets wurde dergleichen als virtuosenhaftes Wagnestück, als eine vom künstlerischen Gesichtspunkte aus verdammungswürdige Parforceleistung abgeurtheilt. Und mit vollem Recht. Denn die einheitlich durchdachte und in alle Wege befriedigende Durchführung einer einzigen, dichterisch-bedeutenden Gestalt erfordert schon einen ganzen Künstler und gestattet schlechterdings keine zersplitternde Nebenthätigkeit mehr. Was aber von dem Darsteller, dem alle Hilfsmittel der theatralischen Kunst zu Gebote stehen, seine Geltung hat, das gilt in noch höherem

nicht. Selbst in die gottbegnadetste Kehle, selbst in das wandlungsfähigste Organ ist nicht eine solche Anzahl natürlich klingender und wohlklingender Töne gelegt, wie sie beispielsweise zur Wiedergabe figurenreicher Volksscenen erfordert werden. Hört man daher von dem Rhetoren solche Scenen vortragen, so wird man unwillkürlich an die Kunststückmacherei der Bauchredner erinnert: So schrill und unvermittelt sind die Tonübergänge, so mißklingend und popanzartig die einzelnen Stimmen. Bei diesen unüberwindlichen Schwierigkeiten der Vortrags-Technik allein ist die Unkunst und Gaukelei der „dramatischen Vorlesungen“ schon sattemerwiesen. Sie vermögen uns in der That nicht einmal für ein einigermaßen anständiges Lesekränzchen einen Ersatz zu bieten, geschweige denn für eine Aufführung. Dazu kommt, daß vielfach die Hilfsmittel des scenarischen Darstellungs-Apparats unentbehrlich sind. In der Werbescene zwischen Richard und Anna z. B. in Richard III. lassen sich unmöglich ohne die Erläuterungen, welche die mimische Kunst bietet, die Wandlungen in Anna's Gefühlen glaubhaft veranschaulichen. Bei anderen Stellen — z. B. bei Monolog — hat nun freilich der Rhetor die Möglichkeit, seine Worte durch mannichfaltige Gesticulationen zu begleiten. Aber er thut besser daran, auch hier darauf Verzicht zu leisten. Denn wenn nicht die Täuschung, in welche er seine Zuhörer glücklich hineingeschwindelt hat, schneeflockenartig zerrinnen soll,

stecken bleibt, und schon diese Aengstlichkeit verhindert eine freundige Hingebung an das Dichtwerk selbst. Lediglich ihrer großen und ungewöhnlichen Geschäftigkeit im Reclame-Machen haben die Vorleser es zuzuschreiben, daß sie noch immer hier und da — wenn auch vorwiegend nur in kleineren Städten — ihr Publicum finden. Bei uns (in Leipzig) haben fast alle im vorigen Winter Fiasco gemacht — und die Säle, in welchen die Recitationen von Stapel gelassen wurden, waren nur noch Lieblingsplätze für Freunde der — Einsamkeit. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Mißerfolg sich allerorten herausstellt. Ich schließe daher mit der frommen Hoffnung: Mögen bald keine dramatischen Vorleser mehr kommen, welche uns die Zeit vertreiben — möge bald eine Zeit kommen, welche uns die dramatischen Vorleser vertreibt! Das walte Gott.\*)

\*) Ann. der Red. Das Thema des obigen Aufsatzes ist der Aufmerksamkeit aller Kreise werth. Für oder wider des Verfassers Ansichten sich zu erklären aber muß die Redaction dem Leser allein überlassen.

## Reflexionen.

Eine heitere Geschichte von A. von Winterfeld.

(Schluß.)

„Sie haben also doch geliebt?“ fragte die Dame weiter.  
„O, gnädige Frau ...“ wiederholte Heinrich mit einem Seufzer.

„Und der Gegenstand dieser zärtlichen Neigung ... darf man ihn kennen?“

„Eine Kokette ... die sich über mich lustig machte.“  
„Sie fangen es alle beide ganz falsch an!“ schüttelte der Baron den Kopf.

Dann entstand eine abermalige Pause.  
„Sie haben ihr wohl recht gezürnt?“ knüpfte Frau von Tannenberg wieder an.

„Ihr durchaus nicht ... aber desto mehr mir selbst ... weil ich mich in ihren Netzen fangen ließ und dieselben nicht durchschaute.“

„Die meisten Männer denken in diesem Falle anders, wie Sie, Herr Baron.“

„O, sie haben entschieden Unrecht, wenn sie das thun; sie sollten bedenken, daß es ebenso wenig Frauen ohne Koketterie, als Rosen ohne Dornen gibt, und daß man sein Herz mit einem Panzer umgeben müsse, wenn man ihnen den Hof machen will.“

„Gibt es nicht auch Rosen ohne Dornen?“  
„Das sind aber dann solche, die des Wohlgeruchs entbehren.“

„Sie wollen doch aber nicht ableugnen, daß die Frauen wahrer Liebe fähig seien?“

„Ah! Keiner Zufall!“ lächelte der junge Mann; „die Frauen lieben die Liebe, wie die Kinder das Feuer ... um damit zu spielen ... aber auch, um sich manchmal zu verbrennen, denn es ist eben ein gefährliches Spiel.“

„Das dreht sich ja herum, wie die Kugel um den heißen Brei.“ machte der Onkel eine krause Nase, „die Stunde wird vergehen, ohne daß etwas Entscheidendes geschieht. — Wie ist denn die Sache eigentlich dann? Wenn er ihr nicht zu Füßen fällt, dann hat sie verloren ... natürlich! Und wenn sie mir kein Signal gibt ... dann hat er gewonnen ... wenn er ihr aber nicht zu Füßen gefallen ist, dann kann er doch nicht gewonnen haben ... ich hätte mich auf die zweite Wette gar nicht verlassen sollen ... das macht Einen ja ganz confus ... wie ist denn die Geschichte eigentlich ... aha! da fangen sie wieder an ... ich werde es in der nächsten Pause recapitulieren.“

„Es hat doch Frauen gegeben,“ fuhr die junge Wittve fort, „die ihrer Neigung Alles zum Opfer brachten ... wo bleibt da das Spiel? aber Sie gefallen sich in Paradoxen und zwar in beleidigenden Paradoxen.“

„Ich versichere Sie, gnädige Frau,“ bestätigte Heinrich, „daß ich im vollen Ernst mit Ihnen rede ... denn, machen wir uns doch die Sache einmal klar ... was ist denn eigentlich das Verführerische an einem Mann?“

„Zu dumm!“ rief sich der Baron in seinem Versteck die schmerzende Nase, „noch viel dämmer, als ich ihn beurtheilt habe!“

„Hum!“ entgegnete die Dame mit den Zeichen einer leichten Verlegenheit ... „das Verführerische liegt in seinem Geist.“

„Ah! Der ist ganz überflüssig!“ sagte der Nefse wegwerfend, „die Liebe ist ein altes Lied, dessen ganzer Reiz in der Naivität besteht. Selbst diejenigen, die es am allerbesten singen, fügen dem Texte kaum ein Wort, der Melodie kaum eine Variation hinzu. Der Geist hat mit dem Resrain wirklich Nichts zu schaffen.“

„Und dann,“ setzte Frau von Tannenberg hinzu, „und dann besitzen die Männer auch noch die herrliche Eigenschaft des Muthes.“

„Die wahrhaft Muthigen brüsten sich damit aber nicht vor den Frauen!“ entgegnete Heinrich schnell und bestimmt.

Die schöne Dame, die so siegesgewiß gewesen war und sich so viel zugetraut hatte, wurde sichtlich ungeduldig, und die Ungebuld ist stets ein Zeichen der Unsicherheit, sie macht hitzig, unbefonnen und stellt jedenfalls den möglichen Erfolg in Frage.

„Aber,“ begann die Dame nach einem Weilschen wieder mit erregter Stimme, „weshalb liebt der Mann eigentlich eine Frau?“

„Weshalb der Mann ein Weib liebt?“ wiederholte Heinrich; „weil dieses in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Person etwas Gracielles und Verführerisches hat, während der Mann, im Gegentheil, häßlich und ungraciellos ist. Die Extreme ziehen sich gewöhnlich an, aber nicht gleichartig, sondern mehr einseitig. Daß ein Mann eine Frau liebe, begreife ich vollkommen; er ist dabei bis zu einem gewissen Punkt sogar in seinem Recht; aber, wenn er die Annahme besitzt, wieder geliebt werden zu wollen, behaftet er sich mit dem Makel der Lächerlichkeit. Was mich selbst betrifft, so finde ich mich durchaus nicht häßlicher, als die meisten Anderen meiner Mitbrüder; aber ich kann mich so oft ansehen, wie ich will, etwas Verführerisches kann ich an mir nicht finden.“

Die junge Frau mußte jetzt lächeln.

„Wenigstens sind Sie kein Geck,“ sagte sie, „und das ist die beste von allen Eigenschaften der Männer. Jenen lächerlichen Komödianten gegenüber, die ihre zufälligen und zweifelhaften Erfolge in alle Welt schreiben, die jede Thür für sich geöffnet glauben und in ihrer albernen Selbstüberschätzung wähnen, daß ihr bloßes Erscheinen genüge, um uns zu bezaubern, ist es nicht allein erlaubt, sondern wird es beinahe Pflicht, die Männer ein bagatelle zu nehmen, sie zu mystificiren und ihnen lehrreiche Lektionen zu geben.“

„Da hast Du's, lieber Heinrich!“ nickte der Onkel hinter dem Spiegel; „Hochmuth kommt vor dem Fall!“

„Aber es gibt doch auch Ausnahmen, gnädige Frau,“ warf der junge Mann ein. „Sie nannten mich eben selbst eine.“

„Mag sein,“ entgegnete diese, „aber sie sind selten, sogar so selten, daß ich als junges Mädchen lieber einen Greis, als einen dieser Gecken heirathete und auch jetzt wieder im Begriffe stehe, einen Vater anstatt eines Gatten zu nehmen.“

„D ... o!“ ... brummte der Onkel, indem er eine saure

Miene machte, „so hatte ich die Sache doch eigentlich nicht aufgefaßt ... ein Greis und ein Vater ... o ... o!“

„Ich habe meine Blicke wohl umhergeschweifen lassen,“ fuhr die junge Wittve fort, „aber anstatt etwas Besseres zu finden, habe ich mir nur den Ruf einer Kokette erworben.“

„D ... eine Kokette ...“ lehnte der junge Heinrich lächelnd ab.

„Weiben wir dabei stehen,“ sprach Frau von Tannenberg weiter, „ich weiß, was die Leute von mir sagen, ich fühle es. Und dennoch, wenn jemals ein einfacher, aufrichtiger Mann mir gegenüber getreten wäre und mir von Liebe gesprochen hätte, er würde kein gefühlvolleres, vertrauenderes Herz gefunden haben, als das meine. Aber solche Männer scheint es nicht mehr zu geben. Ich verzweifle an ihrer Existenz. Und wenn es wirklich das Glück wollte, daß ich einer seltenen Ausnahme begegnete, daß ich einen Mann träfe, den ich lieben könnte, lieben müßte ... dann würde sich dieses Glück sofort in Unglück für mich verwandeln, denn jener Auserwählte meines Herzens würde die Kokette fliehen und weder ihren Worten glauben, noch ihrem Gefühl.“

„Wenn es nicht meine Braut wäre,“ reflectirte der Onkel in seinem Versteck, „dann würde ich sagen, es ist ein vertheufeltes Frauenzimmer. Alle Wetter und kein Ende! An der ist wirklich eine Schauspielerin verdorben. Wenn man nicht wüßte, daß es Verstellung wäre, müßte man doch glauben, daß sie im vollsten Ernst spreche. Wie richtig ich aber gehandelt habe, den armen Heinrich von der Geschichte in Kenntniß zu setzen. Sonst läge er doch natürlich jetzt schon zu ihren Füßen. Das wüßte dem armen Jungen kein Regen ab.“

Der Nefse schien in der That durch den geschickten Angriff etwas erschüttert.

„O, gnädige Frau,“ entgegnete er, mit bereits wärmer werdender Stimme, „glauben Sie wirklich, daß der Mann, der so glücklich wäre, Ihnen ein solches Gefühl eingefloßt zu haben, nicht erkannt hätte, welches Weib er vor sich habe? Aber ich muß Ihnen auch gestehen, daß nach meiner Ansicht ein großer Eigendünkel dazu gehören würde, um das Wagniß einer Liebeserklärung für Sie zu bestehen.“

„Nun kommen sie endlich auf die Liebeserklärung!“ stöhnte der Onkel in den Tiefen seiner Seele; „Zeit ist es wirklich ... mir schläft schon der rechte Fuß ein ...“

„Und weshalb das?“ fragte Frau Tannenberg den jungen Mann.

„Weil es bekannt ist,“ entgegnete dieser, „daß Sie mit Ihren Anbetern grausames Spiel treiben und sich nur über sie lustig machen.“

„Das ist ja eben mein Unglück, daß man das glaubt. Und doch habe ich Ihnen bereits gesagt,“ erwiderte die junge Frau, „daß ich niemals über eine wahrhaftige Liebe spotten würde.“

„Niemals?“ wiederholte Heinrich von Wiesenenthal mit starker Betonung, „niemals haben Sie gesagt, gnädige Frau? Wohl! denn! Wenn nun ich zum Beispiel, hingerissen von meinem Gefühl, dessen ich nicht länger Herr bleiben könnte, und in dem Glauben, daß Ihr Lächeln mir Verzeihung für meine Kühnheit gewähre, Ihnen zu Füßen sank und Ihnen sagte: „Gnädige Frau, ich liebe Sie! niemals ist eine aufrichtigere, tiefere Neigung für Sie empfunden worden! Soll ich Ihnen sagen, was Sie dann thun würden?“

„Was höre ich denn?“ dachte der Baron, „das klingt ja gar nicht mehr wie Komödie ... sie werden doch am Ende nicht gar Wahrheit daraus machen? J, das wäre ja noch hübscher.“

In dem Kopf der Frau von Tannenberg zuckte der Gedanke auf, daß der alte Baron sie verrathen haben müsse.

„Meine Entgegnung,“ sagte sie ausweichend, „oder mein Betragen würden ja verschieden sein, je nachdem ich Ihre Erklärung für aufrichtig hielte oder nicht.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen widersprechen muß; meine Liebe und meine Aufrichtigkeit würden Sie wenig kümmern; denn kaum wäre ich zu Ihren Füßen, so ...“

„So würde ich, wenn ich an diese Liebe glaubte,“ unterbrach ihn die Dame schnell, „Sie sofort aufzustehen bitten und Ihnen sagen: gehen Sie nicht weiter, mein Herr, denn ich darf Sie nicht erlösen, weil meine Hand einem braven Manne gehört, den ich in drei Wochen heirathe.“

„Donnerwetter! Das war gut ... das war sehr gut!“ freute sich der alte Baron hinter dem Spiegel; „dadurch hat sie Alles wieder bei mir gut gemacht!“

„Wir haben uns zu spät kennen gelernt, Herr von Wiesenenthal,“ sprach die junge Wittve nach einem Weilschen zu diesem weiter, „Sie sahen bis zum heutigen Tage nur eine Kokette in mir. Die Waise, die Sie sich geben, mich zu meiden, verhinderte mich auch, Sie zu würdigen, wie Sie es verdient hätten. War ich schuldig Ihnen gegenüber, so bin ich dafür bestraft worden, indem ich leider zu spät die Bemerkung machte, daß ich die wahre Liebe vielleicht dicht zur Seite hatte, und daß gerade diese Liebe mich jetzt zwingt, eine Heirath zu beschleunigen, die ich so gern noch weiter hinausgeschoben hätte.“

„Ah!“ machte der alte Baron hinter dem Spiegel, „das war nun wieder nicht gut. Dadurch hat sie Alles wieder vernichtet, was sie mir vorhin Liebes gethan.“

„Weshalb kann diese Liebe Sie denn veranlassen, sich schneller zu verheirathen, als Sie es wollten?“ fragte Heinrich.

„Auf die Frage könnte ich Ihnen mit einigen anderen antworten,“ entgegnete die Dame, „weshalb also hat Ihr Onkel, durch seine Reflexionen und Aufregungen, mich zu der thörichten Wette bewegen können, daß ich Sie binnen einer Stunde zu einer Liebeserklärung begeistern würde? Weshalb mußte ich darin willigen, ihn in drei Wochen zu heirathen, im Fall ich verlore? Können Sie mir das beantworten? Ich bin es nicht im Stande. Das aber ist gewiß,“ fügte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „wenn ich binnen fünf Minuten nicht diese kleine Glocke ertönen lasse und Ihrem Onkel zeige, daß Sie mir zu Füßen liegen, dann bin ich unwiderrüflich in drei Wochen Ihre Tante.“

„Meinem Onkel?“ fragte der Nefse etwas verlegen, „wo ist denn mein Onkel?“

„Er steht dort hinter der Epheuwand auf der Veranda,“ entgegnete Frau von Tannenberg, „er kann uns sehen, aber nicht verstehen, was wir sprechen.“

„Alle Wetter!“ dachte der Betreffende, „jetzt wird die

Situation kritisch; sie ist im Stande ihn zu befehlen, daß er einen Fußfall vor ihr thue, bloß um mich die Wette verlieren zu lassen. Er scheint aber noch keine Lust dazu zu verspüren. Gott sei gelobt!“

Im nächsten Augenblick sank Heinrich der schönen Frau zu Füßen.

„Wohl! denn, angebetetes Weib!“ rief er, „empfangen Sie auf meinen Knien das Geständniß meiner Liebe!“

„Warte, Schlingel!“ machte der Onkel eine Faust; „solche Berrätherei hätte ich Dir nicht zugetraut!“

„Bitte, beruhigen Sie die kleine Glocke, dann haben Sie Ihre Wette gewonnen,“ setzte der junge Mann hinzu, „aber bewahren Sie meiner Liebe wenigstens eine Erinnerung, einer Liebe, die so aufrichtig ist, daß sie selbst das Risiko der Lächerlichkeit nicht scheute.“

Die schöne Wittve betrachtete den Antikenden mehrere Minuten, ohne zu antworten.

„Ich möchte bloß wissen, weshalb sie nicht klingelt,“ wunderte sich der alte Baron.

„Aber, Sie zittern ja,“ sagte Frau von Tannenberg dem jungen Mann, „Ihre Augen füllen sich mit Thränen und Sie wollen, daß ich dieser Thränen lache, daß ich der einzigen Liebe spotte, die mir jemals begegnet? Nein, ehe ich das thue, heirathe ich lieber in drei Wochen Ihren Onkel!“

In diesem Moment trat dieser hinter seinem Spiegel hervor und zwischen seinen Nefsen und seine Verlobte.

„Es ist gut!“ sagte er zu dem erschrocken Aufstehenden. „Du hast Deine Wette gewonnen, Du kannst gehen!“

„Wie?“ fragte die Dame erstaunt, „eine Wette? Was bedeutet das?“

„Das bedeutet,“ lächelte der Onkel, „daß, während Sie dem jungen Menschen eine Liebeserklärung zu entreißen glaubten, er seinerseits mit mir gewettet hatte, Sie würden dieselbe angenehm und schmeichelhaft finden.“

„Und woher wissen Sie, daß mir die Erklärung schmeichelhaft war?“ fragte die Dame, nachdem sie einen Augenblick bestürzt gewesen.

„Nun ... weil Sie es ihm selbst gesagt haben.“

„Ah! Sie haben also an der Thür gehorcht?“

„Nein ... hinter dem Spiegel ... das ist aber ungefaß daselbe ... ich versichere Sie, daß ich vollständig genug gehört habe ... außerdem ... weshalb haben Sie nicht geklingelt?“

„Der Herr hielt mich ja bei beiden Händen,“ entschuldigte sich die Dame, „ich wartete, bis er mir eine freilassen würde.“

„Dann würden Sie also das Zeichen gegeben haben?“ wandte sich Heinrich an Jene.

„Gewiß, Herr Baron; denn ich merkte an Ihrer Sprache, daß Ihr Onkel die Taktlosigkeit begangen hatte, Sie von unserer Wette in Kenntniß zu setzen. Was konnte ich da Besseres thun, um Ihnen Ihr Mißtrauen zu nehmen, als Ihnen selber den ganzen Handel zu erzählen! Auf die Weise legte ich Ihnen eine andere Schlinge, in der Sie mit gesenktem Blick gefangen haben, trotzdem Sie nicht zu den Gecken gehören.“

„Wenn dem so ist, gnädige Frau,“ verneigte sich der jüngere Wiesenenthal, „dann erkläre ich mich für besiegten Lieber Onkel, Sie haben meinen englischen Pointer gewonnen.“

„Laß mich mit Deinem Pointer zufrieden,“ sagte dieser sich dann an die Dame wendend, „die andere Wette hätte ich bedeutend lieber gewonnen. Nicht wahr ... was Sie da vorhin von mir gesagt haben, das war nicht Ihr Ernst ... wie?“

„Lassen wir das; der Sieg ist mein, trotz Ihrer Unklarheit, Herr Baron, und ich brauche Ihnen erst in drei Monaten meine Hand zu reichen.“

Onkel Wiesenenthal machte ein betrübtes Gesicht.

„Wenn Sie wollen, heirathe ich Sie aber schon in drei Wochen,“ fügte die junge Frau hinzu.

Der Glückliche küßte ihr die Hand und warf seinem Nefsen einen triumphirenden Blick zu.

„Empfangen Sie meine Gratulation,“ verbeugte sich dieser, „und gestatten Sie mir, mich verabschieden zu dürfen.“

„Anstimm!“ lachte der alte Baron, „Du bleibst ... Du sollst mir die Verlobungsanzeige für den Buchdrucker schreiben ... mein Gefährlich ist ja nicht zu lesen ... warte, ich gehe in die Bibliothek und setze das Ding auf; Du kannst es nachher sauber copiren. Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!“

Nach diesen Worten machte er eine graciöse Abschiedsbewegung mit der Hand und entfernte sich mit einem eigen thümlichen Lächeln.

Frau von Tannenberg und der junge Baron blieben allein.

„Sie haben trotz Ihrer Theorien wirklich glänzend verloren,“ begann die erstere nach einem Weilschen.

Heinrich zuckte beistimmend die Achseln.

„Es wäre Ihnen natürlich lieber gewesen,“ fuhr die Dame fort, „wenn ich durch Ihre gefühlvollen Worte mich hätte hinreißen lassen.“

„Wie es Ihnen lieber gewesen wäre,“ entgegnete Heinrich, „wenn mein Onkel mich nicht ins Vertrauen gezogen und wenn ich Sie mit den bloßen Waffen der Koketterie hätte die Wette gewinnen lassen, anstatt daß ich Ihnen so den Preis aus freiem Willen bot.“

„D ... aus freiem Willen?“ lächelte die Dame, „dann wollen Sie also sagen, daß Sie durch Ihre kleine Komödie mich getäuscht glauben?“

„Durchaus nicht, gnädige Frau.“

„Wie? Sie meinten keinen Augenblick mich gerührt und überzeugt zu haben?“

„Keinen Augenblick, gnädige Frau! Sollte ich im Jertum gewesen sein?“

„Gewiß nicht, Herr Baron, aber Sie schmeicheln meinen Talenten wenig. Ich glaube in der That, den Ton innerer Erregung getroffen zu haben, der das Echo Ihrer Gefühle gewesen sein müßte, wenn anders diese echt waren.“

„Ihre Erregung war zu gut gespielt, um wahr sein zu können; mit solcher Vollendung gibt man nur Gefühle wieder, die man nicht empfindet.“

Dann ging er mit großen, aufgeregten Schritten im Zimmer auf und nieder, während die Dame ebenfalls mehr und mehr die gezeichnete Ruhe einbüßte.

### Neapel vor dreißig Jahren.

Von Mathilde von Mühlenberg.

(Schluß.)

Kaum daß wir in Neapel eingerichtet waren, hörten wir von der Heirath der Königin Mutter die wunderlichsten Gerüchte. Ferdinand II., über dessen Sitten nichts Böses zu sagen war, der aber in seiner Familie und besonders bei seiner Mutter fortwährend ärgerliche Gängel zu schlichten hatte, machte der letzteren, bereits Dreißigjährigen endlich den Vorschlag sich wieder zu verheirathen! Sie war damit einverstanden, und man begann denn unter den jungen Edel-leuten in Neapel nach einem passenden Gemahl zu suchen. Lange glückte es nicht, einen zu finden, der die zweifelhafte Ehre annehmen wollte, der Königin seine Hand reichen zu dürfen. Da war z. B. ein junger Fürst, San Severino, der in seinem verfallenden Palaste der Strada Capuana in Alt-Neapel als einziger Schatz eine wunderbar schön gearbeitete, liegende Statue des todtten Erlösers besaß. Der Körper unsres Herrn, sowie das gleich einem halb durchsichtigen Schleier über ihn gebreite Leichentuch, ist Alles aus einem einzigen Marmorblock gemeißelt; der Faltenwurf ist so schön, so leicht hingeworfen, daß man meint, die Hülle wegzunehmen zu können. Dem Besitzer dieses Meisterwerkes also wurde ebenfalls die Hand der Königin Mutter angeboten. Allein er dankte und antwortete: „es habe noch nie ein Flecken auf dem Namen San Severino geruht, er, als der letzte Träger desselben, wolle ihn trotz seiner Armuth auch rein erhalten“. Endlich gelang es, einen jungen Lieutenant der Nobelgarde, einen Grafen Balze, dessen Vermögensverhältnisse auch nicht brillant waren, zur Annahme der sonderbaren Ehre zu bewegen! Graf Balze, ein sehr hübscher, aber unbedeutend aussehender Mann von acht- undzwanzig Jahren, wurde, nachdem er in jeder Hinsicht ungleiche Bund geschlossen war, sogleich Oberst und Kammerherr. Täglich sah ich das glückliche Paar auf dem Corso in der Chiaja vor unsern Fenstern vorbeifahren, immer „Hand in Hand geschlossen“. Die strenge spanische Etiquette bereitete übrigens dem zum Gemahl der Königin zwar erhobenen, allein ihr sonst durchaus nicht gleichgestellten Grafen wohl manche Unbequemlichkeiten, ja Demüthigungen. So durfte er sich z. B. öffentlich niemals in Gegenwart seiner Gemahlin setzen; am auffallendsten konnte man das im Theater sehen, wo Graf Balze mit den andern Kammerherren, wenn auch unmittelbar hinter dem Stuhl der Königin stand, welche sich jedoch immer sehr lebhaft mit ihm unterhielt.

Etwa vierzehn Tage nach ihrer Verheirathung besuchte die übrigens nicht unbeliebte Königin mit ihrem Gemahl eine von ihr gegründete Erziehungsanstalt für Mädchen aus den höheren Ständen. Die jungen Damen überreichten ihr eine schöne Arbeit und sprachen mit vielem Schwung in französischer Sprache ihre Glückwünsche aus. Die Königin antwortete hierauf in tiefer Rührung: Oui, mes enfans, le ciel a bien voulu me donner ce bonheur en récompense de mes souffrances et de mes vertus!“ Als ich über den Schluß dieser Antwort mich etwas verwundert ausdrückte, sagte man mir, die Königin Mutter wäre sehr geschickt und fleißig in allerlei Handarbeiten, was in Neapel zu den „vertus“ gerechnet werde! Ländlich, fittlich!

Die Zeit des Carnevals rückte endlich heran, an dem, wie man mir sagte, der König sich mit dem ganzen Hofe aufs eifrigste betheiligen sollte.

Wir mieteten einen Balcon in der Toledostraße, um Alles con amore sehen zu können. Auch kauften wir uns Drahtmasken, wie sie ähnlich von Herren beim Fechten getragen werden. Dies hatte man uns gerathen, weil in Neapel während des Carnevals nicht nur mit den gewöhnlichen, erbsengroßen Confetti, sondern auch mit haselnußgroßen Gipskugeln geworfen wird. Um ein Uhr fuhrn wir zu unserm Balcon, der sich im ersten Stock eines großen Hauses befand. Bereits war das Maskengewühl sehr stark, doch sah man nicht allzu viele wirklich schöne Costüme. Von hundert Schritt zu hundert Schritt hielten berittene Posten, welche in der ganzen langen Toledostraße, bis hinauf nach Capo di Monte, von woher der königliche Zug kommen sollte, die Ordnung aufrecht erhielten. Endlich um drei Uhr hieß es: „Er kommt, er kommt!“ Ein Gebrause von tausenden Stimmen wälzte sich heran. Zurufe, Gelächter, aber kein „Evviva“! Bald nahte der seltsame Zug. Voraus ritten auf großen schweren Säulen zwei stattliche Müllerknechte in weißen, mit blauen Bändern gezierten Kitteln, auf den Schultern Mählsäcke tragend, aus welchen sie Hände voll Mehl nach allen Seiten warfen. Hinter ihnen gingen sechs Esel, diese trugen volle Mählsäcke, voraus ihre Führer, auch weiß und blau gekleidet, die entleerten Säcke der beiden Müllerknechte immer wieder füllend. Hierauf kam ein ungeheurer, von acht Pferden gezogener Wagen, ganz weiß und blau angefriden und drapiert. Auf diesem befand sich eine klappernde Mühle, wo beständig Mehl von oben eingeschüttet wurde, welches unten als Confetti und überzuckerte Mandeln herauskam. Auf dem Wagen waren wenigstens zwölf bis achzehn Personen in weiß und blauen, sehr hübschen Anzügen, natürlich Alle maskirt. In der Mitte des Wagens war von Kornsäcken eine Art erhöhter Sitz hergestellt, auf welchem der Müllermeister, der König, ganz blau gekleidet saß. Hinter dem Müllerwagen fuhr ein großer, mit sechs Pferden bespannter, hoch aufgeladener Bauernwagen mit gefüllten Kornsäcken; zwei Bauernknechte in der Landesracht ritten hinter diesem und beschloßen den Zug, der sich langsam und häufig stillhaltend, fortbewegte. Der König amüßte sich durch fortwährendes Werfen mit überzuckerten Mandeln; er lachte laut, wenn er davon ganze Massen unter das Volk warf, das sich sofort darum balgte. Weniger harmlos war es, wenn der König so lange ganze Labungen auf die Pferde der Wache haltenden Cavaleristen schleuderte (denn er bediente sich einer beherartigen Schleuder dabei), daß diese, welche ja unbeweglich still halten sollten, die größten Anstrengungen machen mußten, um ihre Thiere zu beruhigen.

Außer diesen etwas ausgelassenen, für einen König nicht sehr passenden Carnevals-Späßen lebte er mit seiner Familie sehr einformig unter dem Einfluß der besonders bei der Königin immer zunehmenden Frömmigkeit, die natürlich von der Geisteslichkeit gepflegt wurde! Als besonders einflußreich schilderte man uns das Collegium der fünf Geistlichen auf Capo di Monte. Der Beichtvater des Königs, sowie dessen

Hilfsgeistliche, wohnten nämlich in nächster Nähe der herrlichen Sommerresidenz des Königs, der dadurch gewohnt wurde, täglich alles Vorkommende mit seinem geistlichen Concilium zu bereden. So fuhr er denn auch im Winter jeden Tag nach Capo di Monte, um seine geistlichen Rathgeber zu befragen.

In dieser flüchtigen Skizze habe ich nun einige Bilder aus der Vergangenheit Neapels aufgerollt! Welche Stürme, welche Veränderungen seitdem! Ferdinando II. wurde das Opfer einer neuen Aera, die außer seinem Verständniß lag, von Italien aber mit Freuden begrüßt wurde. Die lange unterdrückten, schlummernden Kräfte erwachen wieder, und Italiens Genius wendet sich hoffnungsvoll in die Zukunft.

### Culinariſche Studien.

Freitag sagt in seinem bahnbrechenden Roman „Soll und Haben“: Man muß das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen; aber nachgerade findet man auch den Adel dabei. Wenigstens ist dies entschieden bei der Aufgabe der Fall, welcher unsere Studien gewidmet sind: bei der Küche. Seitdem die „Dainty dishes“ der Gräfin zu Münster von ihrem Gemahle mit einer Vorrede, die den gewiegten Kenner zeigt, herausgegeben und allgemein gewürdigt wurden, scheint sich dieses Thema in den weiblichen Kreisen der Aristokratie einer besonderen Vorliebe zu erfreuen. Zu diesem Schlusse berechtigen die vielen „adeligen“ Kochbücher, welche die letzte Zeit zu Tage gefördert hat. Da ist „der Küchenkalender“ der Frau von Béguelin,\*) das „praktische Kochbuch“ von Henriette von Wächter, ferner der „Wegweiser im Haushalt und in der Küche“ von M. Gräfin v. S., der noch andere adelige Recepte, z. B. einen vortrefflichen Blätterteig von S. v. B. enthält. Ohne den beiden anderen Damen ihre unbestreitbaren Verdienste schmälern zu wollen, und indem wir ausdrücklich hervorheben, daß S. v. Wächter ein wirklich „praktisches“ Werk verfaßt hat, indem sie vorzugsweise den Tisch im Auge hat, wie er thatsächlich im einfachen Bürgerhause geführt wird, und dabei der Sparsamkeit Rechnung trägt, die Jahreszeit berücksichtigt und in der vorliegenden 2. Aufl. die Quantitäten bereits nach dem neuen Gewichte bestimmt, möchten wir die Aufmerksamkeit der Leserinnen hier besonders auf das zuletzt genannte Werk lenken, welches vor Kurzem in der hiesigen Hofbuchhandlung in Hannover erschienen ist. Das Buch ist mit, wie wir sagen möchten, „hingebender und in dem Gegenstand aufgehender“ Liebe geschrieben. Der Reinerth besteht nicht sowohl in den einzelnen Recepten, als in der trefflichen, ausführlich und eingehend behandelten Einleitung, durch welche sich jede junge Dame eine gute Grundlage für die Kenntniß des Haushaltes erwerben wird, wenn sie sich nicht die Mühe verdrängen läßt, diese Einleitung gründlich zu studiren. „So anerkenntswürth auch eine tiefere, wissenschaftliche Bildung ist, und so liebenswürdig elegante Talente bei Hausfrauen sind, so dürfen letztere doch der ersten Bestimmung der Hausfrau, für das Haus und die Familie zu sorgen und zu schaffen, kein Hinderniß werden.“ sagt die dankenswerthe Verfasserin, die uns noch einen „Wegweiser am Tischtisch und in der Vorrathskammer“ in Aussicht stellt, dem wir nach dem vorliegenden Erstlinge mit Interesse entgegensehen dürfen. Hier möchten wir noch auf ein ebenfalls „adeliges“ Kochbuch hinweisen, das ein Specialität und unseres Wissens ein Unicum in seiner Art ist. Es ist dies die in der L. Schwann'schen Verlags-handlung in Köln und Neuß erschienene „Waidmanns Küche“ von L. v. B. Wir haben es darin mit einer eigentlichen dame chätelaine zu thun; denn wir erfahren, daß Friedrich Wilhelm IV. bei der Verfasserin gefrühstückt und sich den von der Schlossfrau bereiteten „Kirchwein“ habe munden lassen, welche das Glas in einem schön geschliffnen, mit dem Bilde des Königs geschmückten Köstchen, das die Nationalhymne spielt und die Unterschrift trägt: Dies Glas, es ist mein höchstes Gut, Mein König trank daraus,“ zur Erinnerung aufbewahrt. Das Buch ist durch historische Bemerkungen und Recepte, Anekdoten und Gedichte pitanter, als sonst derartige Repertorien zu sein pflegen. Ist es z. B. nicht interessant, „Rothraut auf bairische Art zu bereiten“ nach einer Vorschrift, welche die Marquise von Créqui von der 1722 verstorbenen Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, geborenen Prinzessin von der Pfalz, erhielt? Von derselben durch ihre „Souvenirs“ berühmten Marquise, die fast hundert Jahre alt wurde (Ludwig XIV. und Napoleon I. haben ihr die Hand geküßt), erfahren wir, daß die Potage à la reine schon am Hofe der Valois „alle Donnerstage“ gegeben wurde und die Lieblingsuppe der Königin Margarethe, † 1549, war, von der auch der Name stammt. Die Verfasserin theilt auch einige hübsche culinariſche Dichtungen mit, wovon die erste, ein englisches Lied mit lateinischem Refrain, noch jetzt beim Christmäs-Dinner im Queen's College nach vorausgehendem Tisch gesungen werden soll, wenn der Wildschweinskopf zwischen zwei Dienern mit brennenden Fackeln hereingetragen wird. Ein französisches Gedicht enthält die Zubereitung eines Fasans und preißt dieselbe zum Schluß mit den Worten: Servez Votre Faisan sur la table d'un mort — Je serais fort surpris, s'il n'y vient prendre place. Ein drittes von unserer Landsmännin Ottilie Wildermuth, welches die Vorschrift zu einem „Butterbiscuit“ gibt, können wir uns nicht verjagen, hier folgen zu lassen. „Wollt Ihr halten eine Bistt, Ei, so macht dies Butterbiscuit: Rühr, mein Kind, ein halb Pfund Butter, ein halb Pfund Mehl, ein halb Pfund Zucker; In warm Wasser leg' sechs Eier, Die gelegt sind worden heuer; Ist die Butter weiß und fein, Kömmt ein Löffel Mehl hinein, Schlage dann ein Ei hinzu, Ein Löffel Zucker nehme Du; So nimmst Du Zucker, Mehl und Ei, Bis Alles in der Masse sei; Eine gestoßene Vanill' kann man nehmen, wenn man will, Oder nimmst Du bitt' re Mandeln, Wirst Du auch nicht übel handeln; Hüß' in kleine Mödellein (Formchen) Und backe es recht hübsch und fein.“ Es ist stamenswerth, welcher Reichtum von Gerichten vorgeführt wird, wenn man bedenkt, daß mit Ausnahme der Vegetabilien und Bäckereien der Stoff nur auf Haar- und Federwild beschränkt ist. Freilich werden uns aus diesem Reiche Repräsentanten vorgeführt, die selten in den Kochbüchern und noch seltener auf den Tafeln

\*) Anm. der Red. Ueber das Buch der Frau von Béguelin mit der hochinteressanten Vorrede Franz Ziegler's behalten wir uns eine auf Erfahrung begründete Besprechung bis zum Herbst vor.

„Sie konnten also glauben,“ fuhr letztere fort, „daß es nur einiger banalen Phrasen bedürfe, um eine Frau auf Gnade oder Ungnade sich ergeben zu lassen? Da kennen Sie unser Geschlecht doch noch etwas zu oberflächlich.“

Bedenken Sie, gnädige Frau, daß ich nicht als Er-oberer zu Ihnen kam, sondern als Gefangener, der seine Niederlage eingestehen sollte.“

Und deshalb machten Sie also mit Ihrem Onkel jene abscheuliche Wette?“

„Haben Sie nicht zuerst gewettet?“  
„Das ist ein großer Unterschied, mein Herr Baron. Ihr Onkel hatte mich gereizt, beleidigt und dann, aufrichtig gesagt, war ich auch neugierig darauf, wie es sich eine Stunde mit Ihnen plaudern möchte; denn ich habe selten das Glück genossen, den Klang Ihrer Stimme zu vernehmen.“

„Meine Zurückhaltung vor Ihnen geschah mit großer Ueberlegung, gnädige Frau.“

„Zimmer besser! Und aus welchem Grunde, wenn man fragen darf?“

„Weil ich fürchtete, mich in Sie zu verlieben.“

„Schöne Antwort, nach einer solchen Wette!“ spottete die junge Wittve.

„Aber, mein Gott, gnädige Frau,“ erwärmte sich der Baron mehr und mehr, „wenn ich auf jene Wette einging, geschah es ja gerade, weil ich Sie liebte und weil ich eine Gelegenheit suchte, es Ihnen zu gestehen. Denn, trotz aller Mühe, die ich mir gab, Sie zu fliehen, zog mich dennoch ein unerklärliches Etwas immer wieder zu Ihnen hin. Ich wollte ergründen, ob Sie nicht besser wären, als Sie selbst es der Welt glauben machten, und ich hoffte, daß ich zu einem günstigen Resultat kommen würde. Wenn ich mich aber ge-lassen hätte, dann wollte ich doch wenigstens nicht verspottet und ausgelacht werden, dann sollte Ihnen die Wette nicht als ein Spiel um mein Glück, sondern als ein solches um Befriedigung meiner Eigenliebe erscheinen.“

„Und was denken Sie jetzt?“ fragte die Dame nach einer Pause.

„Daß ich ein Thor war, gnädige Frau, der sich einbildete, Ihr Herz gerührt zu haben, und der für diese Vermessenheit die verdiente Lection empfangen hat.“

„Aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen geglaubt habe,“ protestirte die Dame, „wenn ich Ihnen sage, daß ich ohne jene unglückliche Wette, die mich um so mehr empörte, als ich Ihren Worten Glauben schenkte, Ihrem Onkel eingestanden haben würde, daß ich mich selbst in der Schlinge gefangen hätte, die ich Ihnen legen wollte?“

„O, gnädige Frau,“ sagte er, „das Spiel wird zu grau-sam, verzeihen Sie mir, wenn ich es Ihnen nicht verlängern helfe.“

Damit nahm er seinen Hut, verbeugte sich tief und respectvoll und verließ das Zimmer.

Die Dame sprang auf und durchschritt jetzt eben so auf-geregt den Salon, wie es soeben der junge Baron gethan.

Sie so zu verlassen, ohne sie anhören zu wollen! Das war Mißachtung... Zorn! Aber er wird wiederkommen... er muß wiederkommen. Wenn er nun aber dennoch fort-bleiben sollte! Weshalb mußte der unglückliche Onkel auch so zur Unzeit dazwischen treten? Sie begannen Beide sich so gut zu verstehen.

Sie rang ihre kleinen, weißen Hände, die zarten Wan-gen rötheten sich, das Herz klopfte. Es ist ein so seltsames Ge-fühl, sich geliebt zu glauben.

Die junge Frau mochte sich zehn Minuten in diesem Zustande seelischer Erregung befunden haben, als die beiden Barone Wiesenthal wieder eintraten.

Der Onkel machte ein verschmitztes Gesicht, und der Nefte ah sehr ernst aus.

„Der Schlingel wollte entweichen,“ sagte der ältere Ba-ron, „aber ich habe ihn glücklicherweise noch zurückgehalten... er hatte uns ja versprochen, die Verlobungsanzeige für den Buchdrucker zu schreiben... ich habe da eben den Entwurf hingeworfen.“

Die junge Frau erschraf und sah Heinrich mit einem Blick an, als wollte sie sagen: „aber das ist ja gar nicht möglich... Sie müssen doch selbst fühlen, daß es unmöglich ist.“

Jener zuckte jedoch, nur für sie merklich, die Achseln, als wenn er die Sache für unabänderlich halte. Der Onkel hatte ja ihr Wort... sie selbst wollte die Hochzeit beschleu-nigt sein.

Der alte Wiesenthal lächelte und suchte immer mit dem Bettel herum, den er in der Hand hielt.

„Na, kleiner Heinrich,“ nickte er dann diesem zu, „nun mache Dich an die Arbeit und schreibe recht schön und deut-lich, damit keine Irrthümer entstehen... sieh es Dir aber erst an, ob Du es auch lesen kannst...“

Der Nefte nahm das Papier und begann zu lesen. Plöz-lich leuchtete es aber in seinen Blicken auf, und er sah den Onkel überrascht und strahlend an.

„Hast Du's verstanden?“ fragte er freundlich, „na, da lies einmal vor!“

„Die Verlobung lautet auf Frau von Tannenbergs und den Baron Heinrich von Wiesenthal!“ rief der junge Mann voller Freude.

„Und ich heiße Philipp!“ nickte der Onkel.

„Mein Gott! Was bedeutet denn das?“ erglühete die Dame.

Der alte Baron lachte.

„Das bedeutet,“ sagte er, „daß ich wieder ein bißchen ge-hört und daß ich vollständig begriffen habe, was mir zu thun übrig bleibe.“

„Wie? Sie wollten?“ hauchte die junge Wittve, mit gesenkten Blicken.

„Nun, natürlich will ich,“ lachte der Onkel, „wenn man alt ist und graue Haare hat, darf man keine andere weltliche Liebe im Herzen tragen, als die zu einer guten und nüt-zlichen That. Daran will ich mich fortan erfreuen und er-wärmen.“

„Aber, lieber Onkel,“ sagte Heinrich bedauernd, „nun haben Sie ja gar Nichts.“

„So!“ machte der alte Baron, „habe ich nicht Deinen englischen Pointer? Mit dem werde ich mich zu trösten su-chen, und außerdem mit dem angenehmen Gefühl, daß mein guter Wilhelm im Himmel sich nun nicht ärgert. Der Scha-bernaht ist so auf bessere Weise gesühnt.“

